Zeitschrift der
Oldenburgischen
Landschaft

*kultur*land oldenburg

Ausgabe 4.2012 | Nr. 154
3,80 €

oldenburgische landschaft

- Willi Rolfes findet seine Motive vor der Haustür
- „Vom Prinzen Goldherz“: Märchen von Friedrich Scheele
- Weihnachtsgruß der beiden Oldenburger Bischöfe

Inhaltsverzeichnis

2 **„Ich bin an meine Galeere hier gefesselt …“**
Zur Gestalt des Oldenburger Arztes und Literaturfreundes Gerhard Anton Gramberg
8 **In fast jeder Bauerschaft passiert ein Mord**
Interview mit dem Verleger Florian Isensee
12 **Abgewatscht und hochgelobt**
Der Oldenburger Schriftsteller Klaus Modick
16 **Interview mit dem Märchenbuchautor Friedrich Scheele**
18 **„Vom Prinzen Goldherz“**
Märchen von Friedrich Scheele
22 **Goldenstedt ist sein Afrika**
Willi Rolfes, einer der renommiertesten Natur- und Tierfotografen in Deutschland
27 Kultur in der Region
In memoriam:
28 Wolf Gerlach
29 Dr. Armin Dietzel
30 Prof. Dr. Wolfgang Günther
31 **40 Jahre Kunstverein Nordenham e. V.**
32 **Jubiläum des Männergesangvereins Eintracht Waddewarden**
34 **„Ein Kleinod aus Granitquadern**
Die St. Martinskirche in Tettens
36 Plattdüütsch
40 **Die oldenburgischen Bischöfe zu Weihnachten**
42 **Kein Schloss mehr – aber dafür mächtige Industriedenkmale**
Stadtmuseum Delmenhorst besteht 15 Jahre
44 **„Was möchten Sie denn gerne hören?“**
Die Oldenburger Sopranistin Erna Schlüter
50 Neues aus der Landschaft
53 **150-jähriges Bestehen des MTV Jever**
54 **Ein maritimes Jahrhundert-Bauwerk**
Der JadeWeserPort in Wilhelmshaven
56 Kultur in der Region
60 **Ein Florentiner Knabe in Oldenburg**
Im Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Oldenburg
62 kurz notiert
65 Exkursionsankündigung
Auf den Spuren der Großherzogin Elisabeth von Oldenburg nach Istanbul
66 Neuerscheinungen
67 Zum guten Schluss

2

16

34

44

Titelbild:

Frischlinge im Schnee: Die Szene, in der der Naturfotograf Willi Rolfes diese Wildschweine „erwischt“ hat, entbehrt nicht einer gewissen Komik. Ernster ist ein anderer Aspekt: Wildscheine erobern derzeit das Oldenburger Land und dringen in neue Lebensräume vor.

Redaktionsschluss
für Heft 155, 1. Quartal 2013,
ist der 15. Februar 2013.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Haftung übernommen!

Beratungsstunde für Orts-Chronisten und Heimatforscher
durch Prof. Dr. Albrecht Eckhardt
an jedem vierten Donnerstag
im Monat.

Anmeldung bei der Geschäftsstelle unbedingt erforderlich!

Übrigens:
Neue Publikationen zu oldenburgischen Themen finden Sie auf der Homepage der Landesbibliothek Oldenburg unter:
www.lb-oldenburg.de/nordwest/neuerwer.htm

Impressum

***kultur*land Oldenburg**
Zeitschrift der
Oldenburgischen Landschaft
ISSN 1862-9652

Herausgegeben von der
Oldenburgischen Landschaft,
Gartenstraße 7, 26122 Oldenburg
Tel. 0441-77 91 80
Fax 0441-7 79 18 29
info@oldenburgische-landschaft.de
www.oldenburgische-landschaft.de

Bankkonten:
Bremer Landesbank
Konto 3 001 918 006 BLZ 290 500 00,
Oldenburgische Landesbank
Konto 1 441 621 800 BLZ 280 200 50,
Landessparkasse zu Oldenburg
Konto 000 455 006 BLZ 280 501 00,
Raiffeisenbank Oldenburg eG
Konto 5 470 400 BLZ 280 602 28

Redaktion:
verantwortlich i. S. d. P.
Michael Brandt (MB.)
Redaktionsleitung
Jörg Michael Henneberg (JMH.)
Heinrich Siefer (HS.) Niederdeutsch

Weitere Autoren:
Stefan Meyer (SM.)
Rainer Rheude (RR.)
Matthias Struck (MS.)
Torsten Thomas (TT.)
Dr. Jörgen Welp (JW.)

Gestaltung: mensch und umwelt, 26122 Oldenburg
Druck: Brune-Mettcker, 26382 Wilhelmshaven
Verlag: Isensee-Verlag, 26122 Oldenburg
Erscheint vierteljährlich.
© 2012 Oldenburgische Landschaft
Alle Rechte vorbehalten.
Jahresabonnement 15,- €, inkl. Versand.
Der Bezug kann mit einer Frist von vier Wochen zum Jahresende gekündigt werden.
Einzelheft 3,80 €.

Editorial

Liebe Leserin, lieber Leser,

wie im Fluge ist das Jahr 2012 vergangen. Für die Oldenburgische Landschaft war es ein gutes Jahr mit vielen Projekten und Veröffentlichungen, die bis in das Jahr 2013 hineinreichen. Besondere Höhepunkte im kommenden Jahr werden das Festival PLATTart und das Landeskulturfest in Wilhelmshaven sein. Die Vorbereitungen für diese beiden Veranstaltungen laufen bereits auf Hochtouren. Das PLATTart-Festival findet vom 1. bis 10. Februar 2013 in Oldenburg statt, und auf das Landeskulturfest an der Jade am 8. und 9. Juni 2013 bei hoffentlich gutem Sommerwetter dürfen wir uns freuen.

Herzlich danken möchte ich in diesem Jahr ganz besonders den Leitern und den Mitgliedern unserer Arbeitsgemeinschaften und Fachgruppen. Beim Jahrestreffen der Arbeitsgemeinschafts- und Fachgruppenleiter am 14. November konnte ich mich von der großen Bandbreite und der Bürgernähe der geleisteten Arbeit überzeugen. Diese ehrenamtliche Tätigkeit für die Oldenburgische Landschaft ist eine wichtige und vor allen Dingen unverzichtbare Säule der landschaftlichen Kulturarbeit. Die Arbeitsgemeinschaften und Fachgruppen wirken in die Breite und sorgen dafür, dass in allen Teilen des Oldenburger Landes die Kulturarbeit der Oldenburgischen Landschaft von den Bürgerinnen und Bürgern wahrgenommen wird.

Mit großer Freude und auch ein wenig Stolz präsentieren wir Ihnen mit diesem Heft wieder einmal eine umfangreiche Weihnachtsausgabe. Die Zeitschrift *kultur*land oldenburg hat sich in den vergangenen Jahren zum kulturellen Sprachrohr des Oldenburger Landes entwickelt. Viele Themen sind hinzugekommen, und viele interessierte Oldenburgerinnen und Oldenburger haben unsere Zeitschrift mit ihren Beiträgen bereichert. Ihnen allen gilt mein herzlicher Dank sowie der Dank der Oldenburgischen Landschaft und des Oldenburger Landes.

Der Schwerpunkt dieser Weihnachtsausgabe ist Literatur im Oldenburger Land. Dem Medium Buch bin ich seit Kindestagen eng verbunden. Mein Vater war Buchdruckermeister bei Stalling in Oldenburg, und so gehört das Lesen von Büchern zu meinen schönsten und häufigsten Freizeitbeschäftigungen. Frau Dr. Gabriele Crusius stellt in dem einleitenden Beitrag den Reformarzt und Schriftsteller Gerhard Anton Gramberg vor, dessen Grabmal auf dem Gertrudenkirchhof in Oldenburg noch heute an den freisinnigen Aufklärer und Schriftsteller erinnert. Weitere Themen widmen sich der Regionalliteratur und deren verlegerischer Vermarktung sowie dem Märchen. Der Direktor des Stadtmuseums Oldenburg, Dr. Friedrich Scheele, ist nicht nur in der Brüder-Grimm-Gesellschaft aktiv, sondern auch ein gefragter Märchenbuchautor.

Sehr gefreut hat es mich, dass sich auch in diesem Jahr der Bischöfliche Offizial und Weihbischof Heinrich Timmerevers sowie der Bischof der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Oldenburg, Jan Janssen, mit einer Weihnachtsbotschaft an unsere Leser wenden. Die beiden Kirchen sind der Oldenburgischen Landschaft eng verbunden und stark verwurzelt im Oldenburger Land. Unser gemeinsames christliches Erbe ist uns Verpflichtung. Nächstenliebe, Mitmenschlichkeit und Toleranz untereinander sollten wir als Botschaft dieses Weihnachtsfestes mit in das neue Jahr tragen.

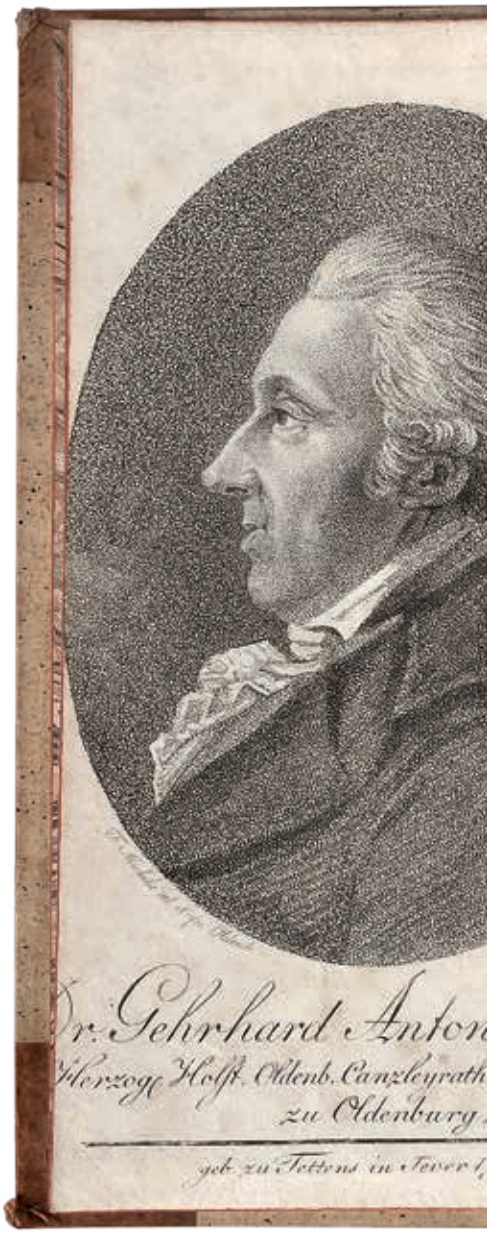
Ich wünsche Ihnen ein gesegnetes und friedvolles Weihnachtsfest.

Thomas Kossendey
Präsident der Oldenburgischen Landschaft

„Ich bin an meine Galeere hier gefesselt …“

Zwischen Krankenvisite und Bücherstube. Zur Gestalt des Oldenburger Arztes und Literaturfreundes Gerhard Anton Gramberg

Von Gabriele Crusius



I. Einleitung und Quellenlage

Er war ein großer Menschenfreund, in seinem Beruf hoch engagiert, dazu vielseitig begabt, gesellig und kommunikativ: der Oldenburger Arzt und Literaturfreund Dr. Gerhard Anton Gramberg. Leider ist seine Gestalt im regionalen Geschichtsbewusstsein immer noch wenig präsent – ein Befund, der übrigens auch für fast alle Oldenburger Freunde und Weggenossen des Arztes gilt. Die Erforschung der kleinen Oldenburger Gebildetenschicht um 1800 und ihrer wichtigsten Repräsentanten ist im Wesentlichen ein Desiderat.[1]

Die Quellenbasis für eine Annäherung an die Gestalt Grambergs ist zurzeit noch relativ schmal. Ein Nachlass fehlt. Sein schriftstellerisch-publizistisches Werk wurde zum größeren Teil in sehr peripheren Organen seiner Zeit veröffentlicht und ist dementsprechend schwer aufzufinden. Das Gleiche gilt für Grambergs offenbar rege Rezensionstätigkeit. Persönliche Quellen, wie vor allem seine Korrespondenz, sind bisher nur in Einzelfällen bekannt geworden.[2] Interessant und weiterführend ist in diesem Zusammenhang ein bibliotheks- und buchgeschichtlicher Quellenfund. Es handelt sich um die in der Landesbibliothek Oldenburg wohl in wesentlichen Teilen überlieferte Privatbibliothek Grambergs (circa 5.300 Bände). Zusammen mit einem zeitgenössischen Katalog, welcher die Büchersammlung erschließt, hat die Forschung nun ein weiteres Instrument in der Hand, mit dessen Hilfe sie neue Einblicke in das Bildungs-, Tätigkeits- und Interessenprofil Grambergs zu gewinnen vermag. Die Ergebnisse einer von der Verfasserin geleisteten Analyse der Grambergschen Privatbibliothek sind in die folgende Darstellung eingeflossen.[3]

II. Bildungsgang und Karriere

Wie viele andere Mitglieder der bürgerlichen Eliteschicht der Hoch- und Spätaufklärung in Deutschland entstammte auch Gramberg einem protestantischen Pfarrhaus. Am 5. November 1744 wurde er als jüngster Sohn des Pastors Anton Gramberg im jeverländischen Tettens geboren. Nach dem Besuch der Lateinschule in Jever entschied er sich, wohl unter dem entscheidenden Einfluss des Jeverschen Arztes und Naturforschers Paul Heinrich Möhring, für ein Studium der Medizin an der Reformuniversität Göttingen (1763 – 1766). Dort konnte er besonders von dem Unterricht des Klinikers Philipp Georg Schröder profitieren. Schröder führte seine Schüler unter anderem auch in die Häuser seiner armen Patienten und forderte von den Studenten die Bezahlung der verordneten Medikamente. Schröder wurde für den jungen und in diesen Jahren kränklichen Gramberg nicht nur Lehrer, sondern auch väterlicher Freund und behandelnder Arzt. Bei Schröder promovierte er dann am 1. November 1766 mit einer Dissertation, deren Thema offenbar das Symptombild und die Therapie seines eigenen Leidens war („Über die Lungenblutung“).

Im Juni 1767 ließ sich Gramberg als praktischer Arzt in Oldenburg nieder. In der damals noch dänischen Provinzstadt, die nur circa 3.000 Einwohner zählte und mit einem studierten Mediziner[4] ärztlich hinreichend versorgt war, gab es für einen weiteren akademisch ausgebildeten Arzt zunächst keinen Markt. So praktizierte Gramberg vorzugsweise auf dem Land: „Ich habe in meiner zwei und zwanzigjährigen Praxis“, so äußerte er sich 1788 in den „Blättern vermischten Inhalts“, „das erste Jahr ganz auf dem Lande gelebt, und blos mit den Krankheiten der Landleute mich beschäftiget; auch in der Fol-

Der Reformarzt und Dichter Gerhard Anton Gramberg. Punktierstich von F. Michelis, 1804, Frontispitz zu: Neue allgemeine deutsche Bibliothek, Bd. 88, Berlin und Stettin 1804, Landesbibliothek Oldenburg. Fotos: Peter Kreier

ge bei anwachsenden Arbeiten bis hiezu viele Reisen zu Landkranken gemacht, und überhaupt stets viel mit den Krankheiten des geringen Mannes zu thun gehabt".[5]

Nach der Übernahme Oldenburgs durch das Haus Gottorp konnte der inzwischen bekannte Arzt in Oldenburg Karriere machen. 1778 wurde er von Peter Friedrich Ludwig zum Hof- und Garnisonsmedikus ernannt, am 6. Oktober 1794 dann zum Stadt- und Landphysikus. Damit war er der oberste Medizinalbeamte des Herzogtums geworden. Zu seinen neuen Aufgaben gehörten nun die Ausbildung und Kontrolle aller Heilpersonen des Landes, die Inspektion der Apotheken und vor allem auch die Organisation aktueller Maßnahmen im Falle der häufigen Epidemien. Der erfahrene Arzt und leidenschaftliche Aufklärer hat diese zusätzliche Arbeit ganz offensichtlich als besondere Herausforderung betrachtet und sich ihr mit entsprechender Intensität gewidmet.

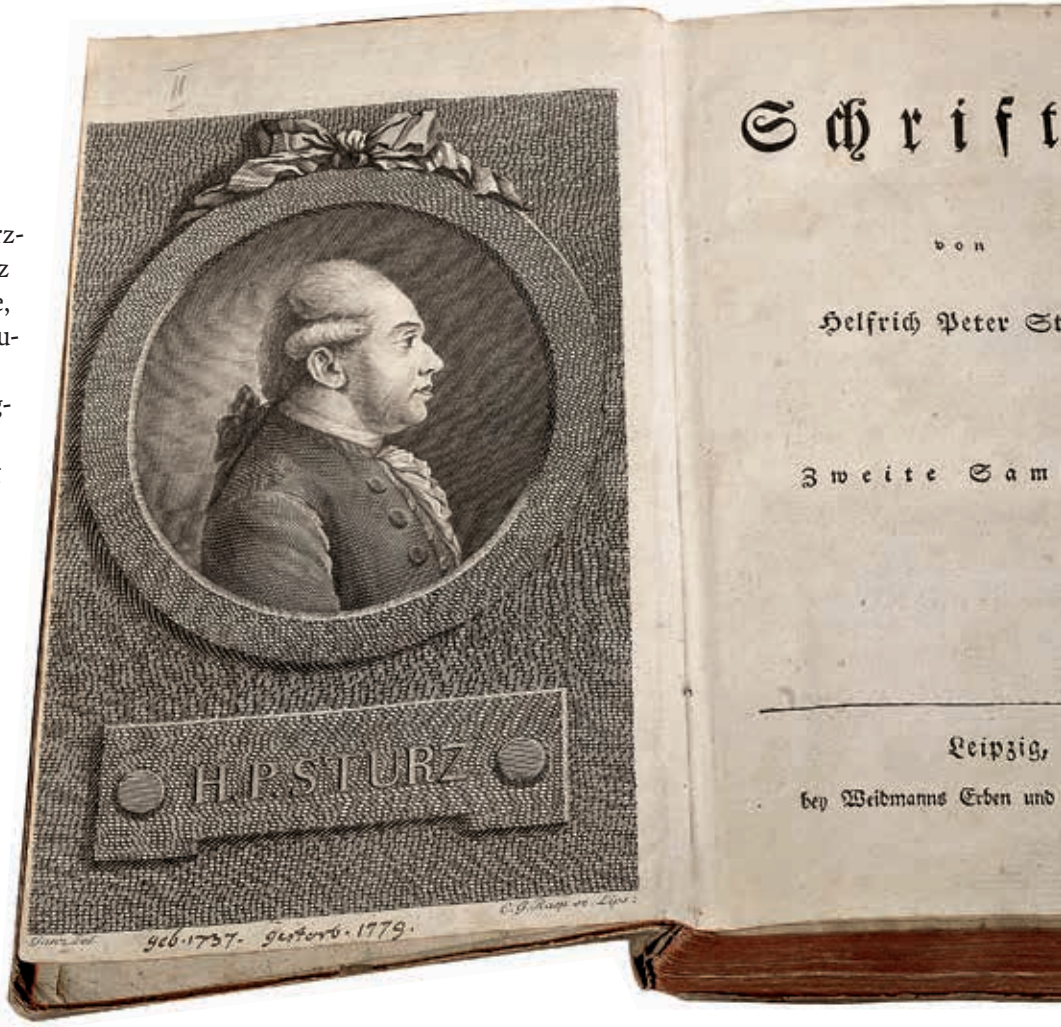
In die Vorbereitungen zu einer Reorganisation des Oldenburger Gesundheitswesens im Zuge der Restitution des Staates Oldenburg 1814 scheint Gramberg noch voll eingebunden gewesen zu sein. Er starb, offensichtlich aus voller Tätigkeit heraus, am 10. März 1818 in Oldenburg.

III. Wirtschaftliche und soziale Lebensbedingungen

Wahrscheinlich seit den 70er-Jahren lebte Gramberg mit seiner großen Familie in einem Haus in der Langen Straße am Oldenburger Markt. Seine „Bücherstube"[6] war nicht nur der Ort, an dem der Hausherr mit seinen Büchern arbeitete und schrieb, sondern sie wurde auch ein Treffpunkt für den geselligen Verkehr und die vorzugsweise der Literatur gewidmeten Gespräche mit seinen Oldenburger Freunden. Vielleicht wurde hier auch musiziert.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse der Familie scheinen immer labil gewesen zu sein. Grambergs ländliche Patientenklientel konnte den Arzt wohl nur zu einem geringen Teil angemessen bezahlen. Oft genug behandelte er umsonst. Als späterer Physikus, der nun auch in der Stadt praktizierte, bezog er ein Gehalt von 150 Rtlr, welches als Nebeneinnahme zu seiner Privatpraxis gedacht war. Im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts scheint sich Grambergs materielle Lage verschlechtert zu haben: Infolge der anwachsenden Physikatsarbeiten musste er seine Praxis einschränken, während gleichzeitig durch die Niederlassung weiterer studierter Ärzte in Oldenburg der Konkurrenzdruck stieg.

Grambergs späte Jahre waren stark umschattet. 1816 verlor er den besonders geliebten ältesten Sohn Gerhard Anton Herrmann Gramberg, der Zeit seines Lebens der wichtigste Gesprächs- und literarische Interessenpartner des Vaters gewesen war. Der Jurist im Oldenburger Staatsdienst, welcher unverheiratet blieb, dürfte mit seinem Gehalt auch eine finanzielle Stütze der Familie gewesen sein. Mit seinem frühen Tod



entfiel diese wichtige Rückversicherung.

Ein besonderes Lebensproblem des Arztes war der Mangel an Zeit. Im Gegensatz zu manchen seiner Oldenburger Freunde, die neben ihrem Beruf über genügend Mußezeit für die Verfolgung wissenschaftlicher und literarischer Interessen verfügten, war Gramberg durch seine große Praxis und die Physikatsarbeiten ständig überlastet. 1802 machte er 40 bis 60 Krankenbesuche am Tag.[7] „Ich bin an meine Galere seit 40 Jahren hier gefesselt", schrieb er am 3. Mai 1806 dem Berliner Freund Friedrich Nicolai. Aus dem Verantwortungsbewusstsein gegenüber seinen Patienten verbot er sich vor allem auch das Reisen: „Ich werde wohl nie aus meinem Revier kommen. Ich bin wie ein Einlieger."[8]

Den Verzicht auf das insbesondere für die Aufklärer so zentrale Kommunikations- und Bildungsmittel des Reisens hat Gramberg wohl nie verwinden können. Unter dem Eindruck der in der Literarischen Gesellschaft vorgetragenen Berichte von Halem, Erdmann und Cordes über deren Frankreichreise klagte der Arzt am 1. Juli (?) 1790 gegenüber Gottfried August Bürger: „Wenn ich irgend um eine Sache jemand in der Welt beneide, so sind es Reisen; und dies nicht bloß wegen des Vortheils, den sie dem Geist, dem Herzen und der Gesundheit gewähren, sondern wegen des Glücks, die zu sehen und zu sprechen, mit denen ich mich, und ach, so selten nur schriftlich unterhalten kann. Bey meiner ausgebreiteten Praxis bin ich ein Gefangener, der nicht aus seinem Bann gehen darf. Wenn dann meine Freunde zurückkommen und erzählen –: so muß ich wohl die Gesellschaft verlassen, und zu Kranken gehen, um ein aufsteigendes Freiheitsgefühl zu unterdrücken, des ich doch nicht befriedigen kann".[9]

Gramberg hat bis zu seinem Tod 1818 Oldenburg nicht verlassen. Freundschaft, Kommunikation und Geselligkeit, die seiner Veranlagung besonders entsprachen, suchte und fand er in seiner Heimatstadt.

Schon früh verkehrte er in dem gastlichen Haus des Rektors Johann Michael Herbart, mit dessen beiden Söhnen, dem Justiz- und Regierungsrat Thomas Gerhard und dem Kammerrat Herbart, er sich freundschaftlich verband. Ein enges Verhältnis entstand auch zu dem aus Kopenhagen nach Oldenburg verbannten Juristen und Schriftsteller Helfrich Peter Sturz, der bereits 1779 starb und für dessen Andenken der Arzt in der deutschen Literaturgesellschaft der Zeit mit großem Engagement warb.[10]

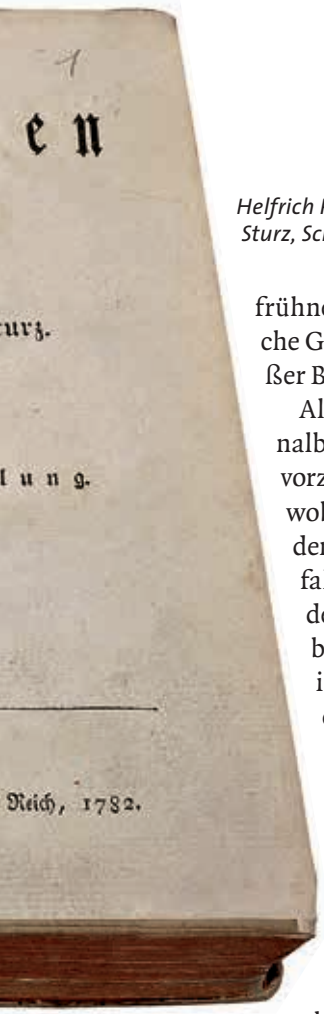
Ende der 70er-Jahre traf Gramberg dann auf den acht Jahre jüngeren Oldenburger Juristen, Schriftsteller und Geschichtsschreiber Gerhard Anton von Halem. Es entstand eine von besonderem Vertrauen und gegenseitiger Hochschätzung getragene Freundschaft, welche die Persönlichkeit und den Lebensweg Grambergs in besonderer Weise prägte. Die Verbindung Grambergs mit Gerhard Anton von Halem hat das Aufblühen der Geselligkeitskultur und des kulturellen Lebens im Oldenburg um 1800 ganz entscheidend befördert.

Den besonderen Rang der Freundschaft bei Gramberg spiegeln dann auch einige seiner gelungensten Aufsätze. Sie alle waren dem Andenken verstorbener Freunde gewidmet, vor allem etwa dem des Rektors Herbart, des Schriftstellers Helfrich Peter Sturz sowie auch dem des väterlichen Freundes und medizinischen Mentors Paul H. G. Möhring.[11]

IV. Tätigkeits- und Interessenfelder

1. Gramberg als Arzt und Physikus

Obwohl Gramberg seine ärztlichen Erfahrungen vorzugsweise auf dem Land sammelte und die Behandlung des „geringen Mannes" wohl immer der Schwerpunkt seiner praktischen Tätigkeit war, bemühte er sich auch um den Ruf des Gelehrten. Nachdem er 1792 von der Kaiserlichen Gesellschaft der Naturforscher, der „Leopoldina", einen zweiten Preis für die Bearbeitung eines dort ausgeschriebenen medizinischen Themas erhalten hatte, wurde er auch Mitglied dieser ältesten naturwissenschaftlichen Gelehrtenakademie in Deutschland. In der Folgezeit hat er dann auch für die „Acta", der Sozietät in lateinischer Sprache, publiziert. Dementsprechend sammelte er in seiner Privatbibliothek sowohl die antike als auch die



Helfrich Peter Sturz: Kupferstich von Carl Gottlieb Rasp, Leipzig, nach einer Zeichnung von Johann Philipp Ganz. Frontispiz zu: H.P. Sturz, Schriften, Zweite Sammlung, Leipzig 1782, Landesbibliothek Oldenburg.

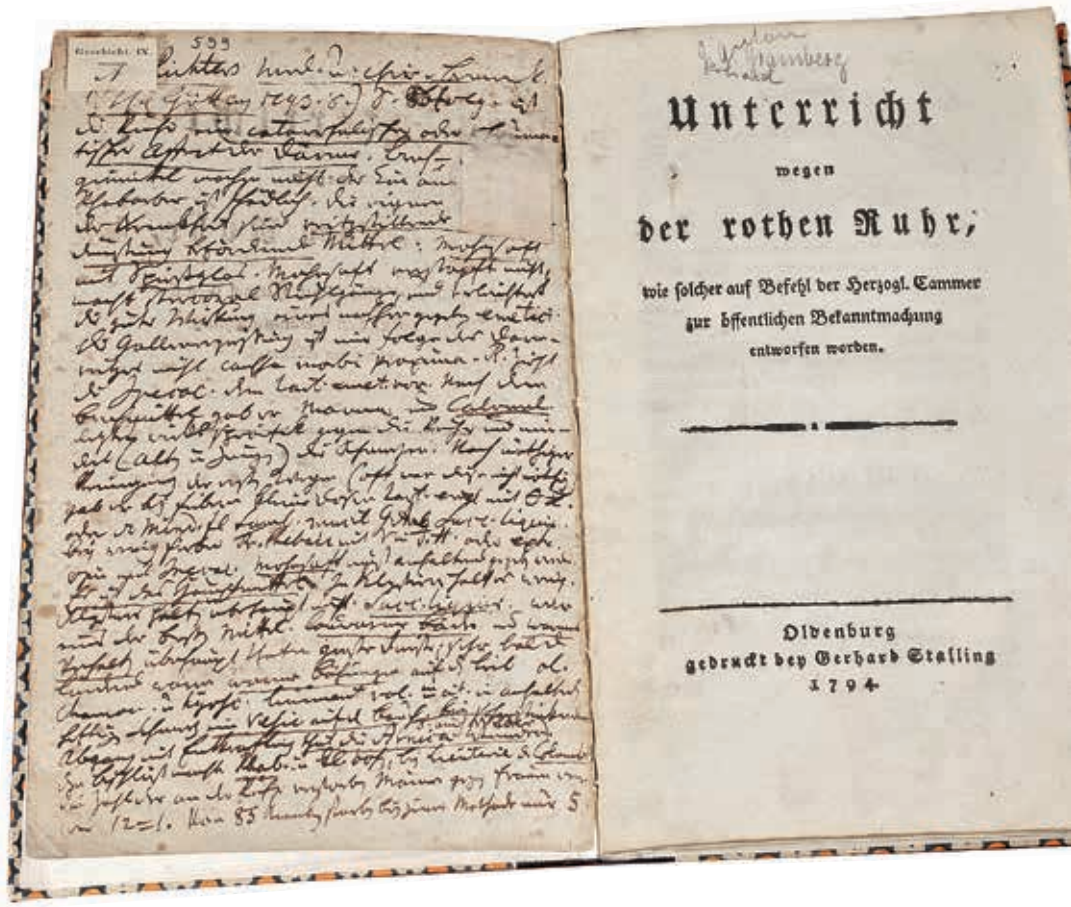
frühneuzeitliche lateinische wissenschaftliche Grundlagenliteratur zur Medizin in großer Breite und Dichte.

Als Praktiker und später auch als Medizinalbeamter beschäftigte Gramberg sich vorzugsweise mit den Epidemien seiner Zeit, wobei ihm seine Tätigkeit insbesondere in den Oldenburger Küstenmarschen als Erfahrungshorizont diente. Im Umgang mit den Krankheiten der „ärmeren Klassen" begegnete er in Butjadingen zum Beispiel immer wieder einer besonderen Form der Malaria. Mit deren besonderen klimatischen, nicht zuletzt aber auch wirtschaftlichen und sozialen Entstehungsbedingungen hat er sich in seinen publizistischen Äußerungen verschiedentlich intensiv auseinandergesetzt und für praktische Reformen geworben.[12] Diese Arbeiten zeichnen sich alle durch eine besondere Realitätsnähe und eine bemerkenswerte Empathie mit seiner armen bäuerlichen Klientel aus.

Das Gleiche gilt für Grambergs praktische und publizistische Beschäftigung mit der verheerendsten und in Epidemien auftretenden Krankheit seiner Zeit: den Pocken beziehungsweise Blattern. Präventionsmaßnahmen wie vor allem Impfmethoden waren ein zentrales Thema im ärztlichen Diskurs um 1800, bildeten aber zugleich auch in der sich an ein breiteres Publikum wendenden periodischen Aufklärungspublizistik einen immer wiederkehrenden Gesprächsgegenstand. Gramberg war von Anfang an ein vehementer Verfechter der Inokulation, später dann der aus England importierten Vakzination, der Kuhpockenimpfung. Als leidenschaftlicher Aufklärer, der seine Theorien durch praktische Erfahrungen abstützen wollte, fuhr er sonntags aufs Land und impfte die Bauern reihenweise, wobei er umfangreiche Dokumentationen anlegte. Gramberg galt dann auch bald als ungewöhnlich erfolgreicher Impfarzt. Seine unermüdlichen Bemühungen um die Epidemien seiner Zeit und die teilweise innovativen Methoden, mit denen er sie zu bekämpfen versuchte, kamen Gramberg dann vor allem auch in seiner Tätigkeit als Oldenburger Gesundheitspolitiker zugute.

Das reiche Schrifttum zur „medizinischen Polizey", das heißt der staatlichen Gesundheitspflege um 1800 in Grambergs Bibliothek, verweist dann auch auf die intensive Auseinandersetzung des Arztes mit den wissenschaftlichen Bemühungen und den Debatten seiner zahlreichen in vergleichbaren Positionen arbeitenden deutschen Kollegen. Sie alle waren wie Gramberg selbst den besonderen Prinzipien und Theorien der Spätaufklärung verpflichtet (Johann Peter Frank: System einer vollständigen medicinischen Polizey, 1779 – 1817; Ernst Benjamin Gottlieb Hebenstreit: Lehrsätze über medicinische Polizeywissenschaft, 1791; Johann Daniel Metzger: Materialien für die Staatsarzneikunde und Jurisprudenz, 1792).[13]

Vertreten ist aber auch die im späteren 18. Jahrhundert so zahlreiche ärztliche Literatur, die sich in gesundheitserzieherischer Absicht an ein breiteres Publikum wandte, etwa Hufelands „Die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern" (1797) und Tissots „Anleitung für das Landvolk" (1768).[14] Vergleichbare Intentionen verfolgte Gramberg etwa in seiner zu



Titelblatt einer Veröffentlichung von Gerhard Anton Gramberg: Unterricht wegen der roten Ruhr, wie solcher auf Befehl der Herzoglichen Kammer zur öffentlichen Bekanntmachung entworfen worden, Oldenburg: Stalling 1794, Handexemplar Grambergs mit reichen Marginalien, Landesbibliothek Oldenburg.

Beginn des neuen Jahrhunderts im Auftrag der Herzoglichen Kammer verfassten Schrift: „Über die zeither im Herzogthum Oldenburg bemerkten, ungewöhnlich häufigen Krankheiten und Todesfälle, und inwiefern solchen künftig möglichst vorzubeugen sey“, Oldenburg 1808.[15] Es handelt sich hierbei übrigens um eines der frühesten Verlagswerke des erst 1800 gegründeten Oldenburger Verlages Schulze.

Gerhard Anton v. Halem, Kupferstich von Laurens, 1802. Frontispiz zu: Neue allgemeine deutsche Bibliothek, Bd. 70, Berlin und Stettin 1802, Landesbibliothek Oldenburg.

2. Gramberg als Freund der älteren deutschen Literatur

In seiner karg bemessenen Mußezeit beschäftigte sich Gramberg vor allem mit einem Thema, welches in der deutschen Literaturgesellschaft erst in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts allmählich aktuell wurde: Grambergs Interesse galt der „älteren und neueren deutschen Literaturgeschichte“.[16] Sein wichtigstes Arbeitsinstrument insbesondere in diesem Zusammenhang war seine private Büchersammlung. In großer Dichte und aus beträchtlicher Kenntnis heraus sammelte er vorzugsweise ältere deutsche Texte in den verfügbaren Ausgaben des 17. und 18. Jahrhunderts. Im Vordergrund stand dabei zunächst die deutsche Dichtung des Hoch- und Spätmittelalters.

Entscheidend angeregt wurde Gramberg in diesem sehr speziellen Interessengebiet vermutlich durch Helfrich Peter Sturz. Unter dem Einfluss von Klopstock hatte Sturz auf seinen Reisen durch Europa und Deutschland mittelalterliche Handschriften und Überlieferungen vor allem alt- und mittelhochdeutscher Texte zusammengetragen. Jedenfalls sind Grambergs Bemühungen um mittelhochdeutsche Versepen und den Minnesang offenbar in der Tradition der literaturgeschichtlichen Studien zu sehen, wie sie von Klopstock und dann von Sturz in den 60er- und 70er-Jahren betrieben worden sind.[17]

Den „institutionellen“ Hintergrund weiterer und intensiverer Auseinandersetzungen mit dem Thema bildete dann offensichtlich die Ende 1779 von Halem gegründete „Literarische Gesellschaft“. Gramberg war in diesem kleinen und anspruchsvollen Zirkel Mitglied der ersten Stunde. Auf Anregung Grambergs hin interessierte man sich in diesem Kreis nun zunehmend auch für die Bemühungen des Schweizer Literaturwissenschaftlers Johann Jakob Bodmer um eine Wiedergewinnung der Sprach- und Literaturdenkmäler des deutschen Mittelalters. Insbesondere die seit 1782 erscheinende Berliner (Myllersche) „Samlung deutscher Gedichte aus dem XII., XIII. und XIV. Jahrhundert“, eine Gesamtedition der Bodmerschen Texte, die wie alle Publikationen Bodmers in Grambergs Büchersammlung vorhanden waren,[18] gaben wohl den Anstoß zu einer durchgängigen Lektüre der mittelalterlichen Versepen und regten eine Auseinandersetzung mit dieser lange verschollenen Dichtung an.

Frucht solcher Bemühungen waren dann zwei in den 80er-Jahren in Boies „Deutschem Museum“ erschienenen Oldenburger Publikationen: Grambergs umfangreicher Beitrag „Etwas vom Nibelungen Liede“ (1783) und Gerhard Anton von Halems „Ritter Twein“ (1788).[19] Während es sich bei Halems Versdichtung um eine sehr freie Bearbeitung des „Iwein“ Hartmanns von Aue handelt, ist Grambergs großer Aufsatz ein Zeugnis literaturwissenschaftlicher Bemühung. Es ging Gramberg um die Vermittlung des Nibelungenliedes an ein fachlich nicht vorgebildetes, allgemein-literarisch interessiertes größeres Publikum. Er bot zunächst ein Inhaltsreferat, insbesondere des zweiten Teils des Epos, und lieferte sodann eine Übersetzung der letzten Aventiure von „Kriemhilds Rache“, wobei er diesen Versuch als Beispiel für eine möglichst textnahe „Verjüngung“ des Epos verstanden wissen wollte. Zugleich versuchte Gramberg aufgrund einer sprachlichen Analyse eine an Bodmer orientierte zeitliche Einordnung des Textes, die der heutigen sehr nahe kommt. Die mittelhochdeutsche Sprache reizte ihn. Dies zeigt auch die Tatsache, dass er später noch einmal den Versuch unternahm, einige Lieder aus Bodmers „Sammlung von Minnesingern“ zu übertragen.[20]

Während die mittelalterliche deutsche Dichtung kurz vor der Jahrhundertwende einem größeren deutschen Publikum zugänglich gemacht wurde und eine, wenn auch wohl eingeschränkte, Rezeption erfuhr, war die deutsche Literatur des 17. Jahrhunderts für diese Zeit weitgehend verschollen. Umso

erstaunlicher ist der Befund, dass Gramberg in seiner Bibliothek hierauf einen deutlichen Sammelschwerpunkt legte. In der Zeit zwischen dem Ende der 60er- und den 90er-Jahren des 18. Jahrhunderts trug er über hundert Drucke deutscher Barockliteratur zusammen.[21] Ob und in welcher Form er diese Texte vor allem an die Mitglieder der „Literarischen Gesellschaft" vermitteln konnte, bleibt weiteren Untersuchungen vorbehalten. Jedenfalls lassen die reichen Marginalien, mit denen Gramberg insbesondere die von ihm systematisch gesammelte Barockliteratur versah, auf eine intensive Auseinandersetzung vor allem mit der Lyrik dieser Zeit schließen. Dass Grambergs Annotationen jedenfalls auch im Zusammenhang mit der Vorbereitung von Lektürematerial für den literarischen Zirkel zu sehen sind, ist zu vermuten. Im Übrigen dürfte Gramberg auch eigene Vorträge zur Geschichte der Literatur des 17. Jahrhunderts in der „Literarischen Gesellschaft" präsentiert haben.[22]

Ueber
die seither im Herzogthum Oldenburg bemerkten,
ungewöhnlich häufigen,
Krankheiten und Todesfälle,
ihre Ursachen,
und
in wiefern solchen künftig möglichst vorzubeugen sey;
von
D. G. A. Gramberg,
Herzogl. Geheimerath und Landdrost.
Oldenburg,
in der Schulze'schen Buchhandlung.
1808.

Gerhard Anton Gramberg: Über die seither im Herzogtum Oldenburg bemerkten, ungewöhnlich häufigen, Krankheiten und Todesfälle, ihre Ursachen, und in wiefern solchen künftig möglichst vorzubeugen sey. Oldenburg: Schulze 1808, Handexemplar Grambergs mit reichen Marginalien, Landesbibliothek Oldenburg.

V. Ausblick und Desiderate

Nachdem die Gestalt des Dr. Gerhard Anton Gramberg über fast zwei Jahrhunderte hinweg weitgehend verschollen war, wird sie im Zusammenhang der modernen Aufklärungsforschung zurzeit wiederentdeckt. Insbesondere die in den jüngsten Jahrzehnten entstandenen Fragestellungen der Sozial-, Kultur- und auch der Literaturgeschichte finden hierin ein reiches Forschungsfeld vor sich. Die vorliegende Skizze kann zunächst nur einen Mosaikstein bieten.

Ein besonderes Interesse der Forschung, die sich unter anderem nun auch der Medizingeschichte der Spätaufklärung widmet,[23] richtet sich auf das vergleichsweise sehr moderne Feld der Sozialmedizin beziehungsweise der staatlichen Gesundheitspolitik. Sie hat, so kann man zusammenfassend sagen, nicht zuletzt durch Gramberg auch im deutschen Nordwesten Fuß fassen können und ist von ihm maßgeblich vorangetrieben worden. Oldenburg war also auch in dieser Hinsicht auf der Höhe der Zeit.

Aber auch das gesellschaftlich-gesellige und kulturelle Leben, das in der kleinen Residenzstadt Oldenburg kurz vor 1800 eine erste Blütezeit erlebte, steht nun wieder im Blickfeld der Forschung.[24] Mit seinem durch Freundschaft und Geselligkeit geprägten Sozialverhalten ist Gramberg ein typischer Repräsentant der oldenburgischen Aufklärungsgesellschaft. Wichtige Voraussetzungen für seine nebenberuflichen Aktivitäten ergaben sich aus Grambergs vielfältigen kulturellen Interessenfeldern. Vor allem Grambergs besonderer Zugang zur deutschen Literatur ist bemerkenswert und bedarf weiterer Untersuchungen. Das Gleiche gilt etwa auch für Grambergs Rolle im Zusammenhang mit der oldenburgischen bürgerlichen Musikkultur.[25] Auch auf diesem Feld war er, so kann man heute sagen, in seiner Zeit innovativ.

Das gesellige und besonders auch das kulturelle Profil Grambergs scheint das des Freundes Halem in nahezu idealer Weise ergänzt zu haben. Eine vergleichende Betrachtung wäre wünschenswert, wie denn auch das Wirken Grambergs in seiner ganzen Breite und Vielfalt nur in vergleichender Untersuchung adäquat gewürdigt werden kann.

[1] *Das Interesse der Forschung hat sich bisher vorzugsweise auf die Gestalt des Gerhard Anton von Halem konzentriert. Zuletzt: Christina Randig, Gerhard Anton von Halem (1752 – 1819), Göttingen 2007.*

[2] *Gabriele Crusius (Hrsg.): Gerhard Anton Gramberg. Briefe an Friedrich Nicolai, 1789 – 1808, Oldenburg 2001 (Oldenburger Forschungen N.F. Band 14).*

[3] *Gabriele Crusius: Gerhard Anton Gramberg und seine Bibliothek, in: Ex bibliotheca Oldenburgensi, hrsg. v. Egbert Koolman, Oldenburg 1992.*

[4] *Dr. Franz Heinrich Kelp (1746 – 1800).*

[5] *Gerhard Anton Gramberg: Über Hauskuren und Hausmittel in den Oldenburgischen Gegenden, T. 2, in: Blätter vermischten Inhalts 2, Heft 4, 1788, S. 299.*

[6] *Gerhard Anton Gramberg: Hippokras, in: Oldenburger Zeitschrift 1, 1804, 4. Stck., S. 324 – 332, hier: S. 324.*

[7] *Gramberg an Nicolai am 6.5.1802 und 2.3.1798 (s. Anm. 2).*

[8] *s.o.*

[9] *Gramberg an Gottfried August Bürger 1. 7. 1790 (Adolf Strothmann, Hrsg., Briefe von und an August Bürger, Bd. IV, Berlin 1894, Nr. 822).*

[10] *Gabriele Crusius: Medizin und Kultur im Oldenburg der Spätaufklärung. Zur Gestalt des Gerhard Anton Gramberg (1744 – 1818), in: Oldenburger Jahrbuch 95, 1995, S. 49 – 72. Hier: S. 68 – 70.*

[11] *Gerhard Anton Gramberg: Johann Michael Herbart. Versuch einer Biographie, in: Blätter vermischten Inhalts 2, 1788, S. 373 – 409. – [Gerhard Anton Gramberg]: Helfrig Peter Sturz; Bruchstück aus einem Briefe, in: Olla Potrida 2. Stck., 1780, S. 126 – 134. Wieder abgedruckt: Helfrich Peter Sturz, Schriften, zweite Sammlung, Leipzig 1782, S. 4 – 14. In seinem in der Landesbibliothek Oldenburg überlieferten Handexemplar gibt sich Gramberg als Verfasser zu erkennen. – Gerhard Anton Gramberg, Memoria P.H.G. Moehringii, in: „Acta" der Leopoldina. Hinweis in: Ersch und Gruber, T. 78, 1864, S. 325. Der Beitrag konnte bisher nicht ermittelt werden.*

[12] *s. Anm. 15.*

[13] *Alle 3 Titel ursprünglich im Besitz Grambergs. In der Landesbibliothek Oldenburg erhalten hat sich nur die Schrift Hebenstreits (LandesB.Oldenburg: Sign. Nw III 11/45).*

[14] *LandesB. Oldenburg: Sign. Nw III 4 a 43 und Nw III 4 a 99.*

[15] *LandesB. Oldenburg: Sign. Ge IX A 600.*

[16] *Gramberg an Nicolai am 15.10.1805 (s. Anm. 2).*

[17] *s. Anm. 10, S. 70.*

[18] *s. Anm. 3, S. 80.*

[19] *s. Anm. 2, S. 42.*

[20] *a.a.O.*

[21] *s. Anm. 3, S. 80.*

[22] *Etwa: „Canitz", Vortrag 28.2.1797 (Universitätsbibliothek Kiel, Sign. Cod.Ms. KB 101, Teil 2).*

[23] *Vor allem Ute Frevert, Krankheit als politisches Problem 1770 – 1880, Göttingen 1984. – Claudia Huerkamp, Der Aufstieg der Ärzte, Göttingen 1985.*

[24] *Geselligkeit und Bibliothek. Lesekultur im 18. Jahrhundert, hrsg. von Wolfgang Adam und Markus Fauser in Verbindung mit Ute Pott, Göttingen 2005.*

[25] *s. Anm. 10, S. 65 – 68.*

In fast jeder Bauerschaft passiert ein Mord

Der Verleger Florian Isensee über Regionalliteratur und -krimis, Auflagenhöhen und die neue Aufgeschlossenheit gegenüber der Heimat

Herr Isensee, die Globalisierung hat offenkundig eine Renaissance des Heimatbegriffes zur Folge und sie befördert, wie es scheint, auch das Interesse an regional orientierter Literatur und an regionalen Sachbüchern. Ist diese Tendenz auch in Ihrem Verlag und im Oldenburger Land spürbar?

Florian Isensee: Diese Tendenz ist eindeutig und schon seit gut zehn Jahren spürbar. Es scheint, als suchten die Menschen, die sich heute zu jeder Stunde im Internet die Welt auf den Laptop holen können, als Ausgleich kleine „Inseln“ in ihrer näheren Umgebung. Das wachsende Interesse an Regionalliteratur manifestiert sich vor allem in einer ungeheuren Vielfalt an Titeln.

Was sind die Gründe dafür? Ist es die Überschaubarkeit des Schauplatzes, die Authentizität der Geschichten oder ist eine Rückkehr zum vermeintlich Wahren und Echten?

Es sind verschiedene Gründe: Die Möglichkeit einerseits, heute überall und zu jeder Zeit mit der ganzen Welt kommunizieren zu können, führt andererseits anscheinend dazu, dass die Menschen sich nach einem Ruhepol in ihrer nächsten Umgebung sehnen. Das können dann eben Geschichten aus der Region sein, weil allein schon die Schauplätze und die Darstellung der handelnden Personen für die Leser leichter fassbar und erkennbar sind. Das gilt auch für Sachbücher, die einem die unmittelbare Umwelt nahebringen und erklären. Mit der Heimattümelei vergangener Zeiten hat das nichts zu tun, sondern es ist eine Art neuer Aufgeschlossenheit gegenüber der Heimat. Wobei der Begriff nicht mehr so eng ans Lokale, an die Stadt oder den Landkreis gebunden ist. Heute fühlen sich die Menschen im Oldenburger Land oder im Nordwesten zu Hause. Sehr deutlich ist das in der plattdeutschen Literatur zu beobachten: Als ich vor 20 Jahren den Verlag übernahm, fanden plattdeutsche Bücher ihre Leser fast nur in der Umgebung ihrer Entstehungsorte. Heute habe ich plattdeutsche Autoren im Programm, deren Bücher von Ostfriesland bis Mecklenburg-Vorpommern gelesen werden. Die Zeiten der Kirchturm-Perspektive sind vorbei, als nur das Plattdeutsch, das auf dem heimischen Marktplatz gesprochen wurde, als echt und wahr anerkannt wurde. Als Heimat oder Region werden heute von den Lesern sehr viel größere Räume empfunden als in der Vergangenheit.

Ihr Verlag ist ein klassischer „Heimatverlag", der sich von Anfang an auf Sachbücher, insbesondere zur Landeskunde, und auf Belletristik aus der Region konzentriert hat. Welche Kriterien muss ein Manuskript erfüllen, um in Ihr Verlagsprogramm aufgenommen zu werden?

Unser – wenn Sie so wollen – „Verbreitungsgebiet" war von Anfang an das Oldenburger Land. Erst in jüngerer Zeit ist es auf den Nordwesten ausgeweitet worden. Die regionale Schwerpunktsetzung stammt aus dem Anfang der 1960er-Jahre, ja sie hat sogar unmittelbar mit der Oldenburgischen Landschaft zu tun, genauer mit der Gründung von deren Vorgängerin im Jahr 1961, der Oldenburg-Stiftung; der auf dieser Versammlung gehaltene Vortrag war unser erstes Regionalbuch, sieht man einmal vom Buch eines Dozenten der Pädagogischen Hochschule ein paar Jahre zuvor ab. Seit Bestehen der Universität sind auch die Veröffentlichungen von Wissenschaftlern in diversen Schriftenreihen ein wichtiger Bestandteil unseres Verlagsprogrammes. Doch zurück zur Frage: Ein Manuskript, das uns angeboten wird, muss in der Belletristik zwingend die Region zum Schauplatz haben oder sich in Sachbüchern mit einem regionalen Thema befassen. Ansonsten ist das Themenspektrum so breit gefächert, wie es nur irgendwie zu verantworten ist: Angefangen bei den in Mode gekommenen Regionalkrimis über Sachbücher zu allen denkbaren Wissensgebieten bis hin zu Bildbänden, niederdeutscher Literatur und den wissenschaftlichen Veröffentlichungen. Und hin und wieder lassen wir auch einen „Exoten" rein …

… was oder wer bitte ist ein „Exot"?

Das sind Bücher, die in der Thematik eigentlich keinen regionalen Bezug haben. Ein Beispiel: Ein Oldenburger Mediziner würde ein Buch über eine bestimmte gesundheitspolitische Frage schreiben. Dann wäre der Autor der einzige regionale Bezug.

Regionale Bestseller

- **Die schönsten Sagen aus dem Oldenburger Land** (Hermann Lübbing), Hg. Dieter Isensee, 2010, 128 Seiten.
- Das Oldenburger Land. Ein starkes Stück Niedersachsen. (Rainer Rheude/Peter Kreier), Hg. Oldenburgische Landschaft, 2006, 368 Seiten.
- **Geschichte des Landes Oldenburg – ein Handbuch**, Hg. Oldenburgische Landschaft, 1993 (vergriffen).
- **Oldenburg, Bilder einer Stadt** (Claus Hammer), 2012, 48 Seiten.
- **Oldenburg – eine feine Stadt am Wasser Hunte** (bearbeitet von Hermann Lübbing), 1979, 308 Seiten.
- **Das Mensa-Kochbuch:** Die 100 beliebtesten Rezepte aus den Mensen des Studentenwerkes Oldenburg zum Nachkochen für zu Hause, Hg. Studentenwerk Oldenburg, 2003, 108 Seiten.
- **Plattdüütsch in sess Weken: Een Lees- un Lehrbook fär Anfänger un Kunnige** (Gerold Meiners), Hg. De Spieker, 1997, 104 Seiten.
- **Gründkohl, Schnaps … und tot** (Karsten Rauchfuß), 2007, 146 Seiten.
- **Twüschen Waterkant, Heide un Moor, Plattdüütsche Vertellen ton Lesen un Vörlesen** (Grete Hoops), 2004, 70 Seiten.
- **Metamorphosen im Werk Horst Janssens: Ich sehe mich in allem anderen**, Hg. Stadt Oldenburg, 2001, 142 Seiten.

Wie viele Bücher mit regionalem Hintergrund erscheinen in Ihrem Verlag durchschnittlich im Jahr?
Es sind an die 70 Bücher im Jahr, überwiegend Sachbücher. Die Belletristik hat einen Anteil von vielleicht zehn bis 15 Prozent.

Welche Auflagenhöhe erreichen Ihre erfolgreichsten Bücher?
In den fünfstelligen Bereich kommen wir vielleicht nur alle fünf Jahre einmal mit einem Buch. Zuletzt mit dem von der Oldenburgischen Landschaft herausgegebenen Buch „Das Oldenburger Land. Ein starkes Stück Niedersachsen“. Oder mit dem „Mensa-Kochbuch“, das unvermutet ein Bestseller für unser Haus wurde und dessen Erfolg mit dem günstigen Preis und mit der großen studentischen Klientel in der Stadt zu erklären sein dürfte. Dann gibt es auch sogenannte Longseller, die über die Jahre hinweg auf eine fünfstellige Auflage kommen, wie beispielsweise „Oldenburg – eine feine Stadt am Wasser Hunte“.

Wie gering sind die niedrigsten Auflagen, die Sie mitunter verkraften müssen?
Was heißt hier verkraften müssen? Mit den heutigen Produktionsverfahren ist auch die Herstellung digitaler Bücher möglich, die quasi On-Demand gedruckt werden. Bei Dissertationen mit regionalen Themenstellungen ist eine Auflage von 100 Exemplaren oder sogar weniger nichts Ungewöhnliches. Um finanziell aus dem Schneider zu sein, braucht man bei einem normalen Buch eine verkaufte Auflage von 2000 Exemplaren. Die knappe Hälfte unserer Neuerscheinungen erreicht diese Auflage und finanziert sich damit über den Verkauf. Bei den anderen bemühen wir uns von vornherein um eine Förderung oder verlangen eine Eigenbeteiligung.

Literatur-Fachleute beklagen mitunter die problematische Qualität von Regionalliteratur, nicht zuletzt in den vielen Krimis, deren Schauplätze mittlerweile übers ganze Land verteilt sind. Der saarländische Literaturwissenschaftler Günter Scholdt sagt, neun Zehntel der regional orientierten Literatur seien „qualitativ kaum das Papier wert, das mit ihm beschrieben wurde“. Wie beurteilen Sie als Verleger die Ihnen angebotene Qualität?
Ich kann Herrn Scholdt nicht zustimmen, denn das würde bedeuten, dass der Leser keinen Genuss aus regionaler Literatur zieht. Als die Regionalkrimis auf den Markt kamen, haben damals viele Leser allein schon an der Tatsache Spaß gehabt, dass das Roman-Geschehen sich in ihrer erkennbaren Nachbarschaft abspielt. Ähnlich wie bei Fernseh-Reihen wie dem „Tatort“: Sobald er in der heimischen Region gedreht wird, ist man mehr als sonst darauf gespannt. Wo ich Herrn Scholdt zustimmen muss, auch auf unsere Region bezogen: Es gibt

Florian Isensee, 45, hat als 26-Jähriger den elterlichen Verlag und dessen Geschäftsführung übernommen, er ist im Verlagswesen gewissermaßen schon ein „alter Hase“. Zu dem 1892 gegründeten Oldenburger Unternehmen gehören auch Druckerei und eine Buchhandlung. Der Diplom-Kaufmann, in Oldenburg geboren, hat in Saarbücken und Frankfurt studiert. Er ist verheiratet und hat drei Kinder.

einfach zu viele Bücher in diesem Genre, überspitzt formuliert passiert mittlerweile in fast jeder Bauerschaft ein Mord.

Wie viele Manuskripte werden Ihrem Haus im Verlauf einer Woche angeboten?
Zwei bis drei Manuskripte sind es in jedem Fall, wobei allerhöchstens aus einem von drei Manuskripten am Ende tatsächlich ein Buch wird. Es ist auch in Ordnung, dass die Leute kommen. Wir sprechen ja keine Autoren direkt an, weil wir nicht wissen können, wer da in seiner Stube sitzt und gerade an einem Buch schreibt. Insofern ist ein klares und überschaubares Verlagsprofil von großer Bedeutung, weil sich potenzielle Autoren dann an den Verlag wenden, bei dem sie ihr Manuskript am aussichtsreichsten zu platzieren hoffen. Gerade weil wir in der deutschen Verlags-Landschaft eher zu den kleinen Unternehmen gehören, ist unser langfristig angelegtes Verlagsprofil umso wichtiger. Für uns ist es, wie sich wiederholt herausgestellt hat, zum Beispiel nicht sonderlich ergiebig, auf der Frankfurter Buchmesse vertreten zu sein. Selbst mit einem speziell zusammengestellten Messe-Angebot bekamen wir kaum Resonanz und unser Stand wurde eher zufällig aufgesucht, weil Besucher müde Füße hatten. Dagegen sind die Kinder- und Jugendbuchmesse in Oldenburg oder die Plattdeutsche Buchmesse, dieses Jahr zum ersten Mal im Ohnsorg-Theater in Hamburg, sehr viel wichtiger für unseren Verlag. Dort findet der für uns bedeutsame Gedanken- und Erfahrungsaustausch mit Autoren und Buchhändlern statt.

> **Als Heimat oder Region werden heute von den Lesern sehr viel größere Räume empfunden als in der Vergangenheit.**

Es ist kein Geheimnis, dass Ihr Verlag auch Autoren mit zur Finanzierung eines Buches heranzieht. Wann ist Ihnen das verlegerische Risiko zu hoch, wann verlangen Sie diese Art von Vorkasse?
In der Regel geht es da um Bücher, die nicht so hundertprozentig in unser Verlagsprogramm passen. Oder es geht um die schon angesprochenen wissenschaftlichen Publikationen, bei denen wir annehmen müssen, dass die Auflage sehr überschaubar sein wird, das Thema uns aber dennoch gewichtig genug erscheint. Ich will ein Beispiel geben: Ein Buch über das Schicksal der jüdischen Familie Kugelmann in Wardenburg wird immer nur eine kleine Schar Leser finden. Dennoch halten wir es gesellschaftspolitisch für richtig, es herauszugeben. Also haben wir in diesem Fall die Gemeinde Wardenburg um Unterstützung gebeten, nicht den Autor. Im Übrigen bin ich der festen Überzeugung, dass sich im Vergleich zu früher heute sehr viel mehr Leute berufen fühlen, ein Buch zu schreiben. Allein schon technisch ist es einfacher geworden: Im Gegensatz zum handschriftlich abgefassten Manuskript von einst lassen sich am Computer – ich sage es mal etwas despektierlich – leicht viele Satzbauteile hin und her schieben. Und ganz gewiss hat auch die steigende Lebenserwartung damit zu tun. Der klassische Fall hierzulande ist doch, dass man erst etwas erlebt und dann ein Buch schreibt. Ein nicht unbeträchtlicher Teil unserer Autoren hat erst im Ruhestand Zeit und Muße zu intensiver Recherche über ein Thema und dann zum Schreiben gefunden.

Das Gespräch führte Rainer Rheude
Fotos: Peter Kreier

Abgewatscht und hochgelobt

Der Oldenburger Schriftsteller Klaus Modick kann inzwischen mit den „dramatischen Ausschlägen“ in den Rezensionen seiner Bücher gut umgehen

Von Rainer Rheude

Es gab Zeiten, da konnte Klaus Modick über Rezensionen seiner Bücher nicht so gelassen reden wie heute. Seit sein erster Roman veröffentlicht wurde, sieht sich der Oldenburger Autor in aller Regel mit Kritiken in den Großfeuilletons von Hamburg und Frankfurt, von München und Zürich konfrontiert, in denen er entweder „böse abgewatscht“ wird oder „in den Himmel gehoben“. In jungen Jahren, als angehender Schriftsteller, haben ihn diese, wie er sagt, „dramatischen Ausschläge“ beunruhigt, befürchtete er doch, jede schlechte Kritik könnte nicht nur sein literarisches Ansehen beschädigen, sondern auch seine ökonomische Existenz untergraben. Mit nunmehr 61 Jahren und inzwischen mehr als 30 Büchern, vorwiegend Romane, ist Modick sehr viel entspannter. Literaturkritiken, ob Hymne oder Verriss, würden gerne überschätzt, sagt er, und was den Verkauf von Büchern anbelangt, hätten sie allenfalls marginalen Einfluss. Er muss es wissen, hat er doch selbst im Laufe der Jahre viele Literaturkritiken verfasst.

Aber natürlich schmeichelt auch dem erfahrenen Autor eine positive Rezension immer noch. Er kann sich auch immer noch ärgern, wenngleich gedämpfter als früher, sobald er aus einer Kritik Respektlosigkeit oder gar Gehässigkeit herauszulesen glaubt. Aber ansonsten hat er sich damit abgefunden, als Autor offenbar zu polarisieren, aus welchen Gründen auch immer. Am Beispiel von zwei Rezensionen seines Romans „Der kretische Gast“ lässt sich diese Polarisierung gut belegen:

Autor Klaus Modick in seiner Schreibkammer; die meisten der Bücher, die im Regal hinter ihm stehen, hat er selbst geschrieben oder übersetzt. Foto: Peter Kreier

Fand der Rezensent der *Süddeutschen Zeitung* den Roman „unerträglich“ und goss spaltenlang Hohn und Spott über den Autor aus, so war der Kritiker der *Neuen Zürcher Zeitung* ganz begeistert von der „Erzähllust“ Modicks und der „Leichtigkeit“, mit der er „Zeitgeschichte, Philosophisches und Philologisches transportiert und vermittelt“.

Mit solchen Gegensätzen und Widersprüchlichkeiten hat er schon als junger Autor fertig werden müssen, nicht zuletzt auch bei seinen beiden Auftritten in den 1980er-Jahren beim berüchtigten Klagenfurter Ingeborg-Bachmann-Wettbewerb. Einmal hatte er da ein satirisches Stück ausgesucht und meinte beim Vorlesen mitzukriegen, dass sich die Juroren trefflich amüsierten. Doch schon an der ersten Wortmeldung von Oberjuror Hellmuth Karasek zerschellte jegliche Hoffnung: „Meine Damen und Herren, wir haben uns eben wohl unter Niveau unterhalten.“ Die folgende literarische „Hinrichtung“ in der Diskussion durch die Jury ersparte sich Modick, indem er „auf Durchzug schaltete“. In den Plot in seinem zwei Jahrzehnte später veröffentlichten Roman „Bestseller“, einer satirischen Beschreibung des Literatur- und Fernsehbetriebes, ist wohl auch die Erinnerung an diese bittere Erfahrung eingeflossen. An renommierten Auszeichnungen und Würdigungen hat er im Übrigen in den vergangenen fast 30 Jahren dann doch einiges eingeheimst: vom Niedersächsischen Kunstpreis (1989) über ein Stipendium der Villa Massimo/Rom (1990/1991), den Bettina-von-Arnim-Preis (1994), den Nicolas-Born-Preis (2005) bis zum Stipendium des Deutschen Literaturfonds (2007/2008), um nur die wichtigsten aufzulisten.

Dass Modick, der am Alten Gymnasium in Oldenburg das Abitur ablegte und in Hamburg Germanistik, Geschichte und Pädagogik studierte, Schriftsteller wurde, verdankt er keinem jähen „Erweckungserlebnis“, es war vielmehr ein eher „fließender Prozess“, der ihn schließlich in einem sanften Übergang diese Laufbahn einschlagen ließ. Die Liebe zu Sprache und Literatur hatte insbesondere ein verehrter Deutschlehrer am Gymnasium in ihm geweckt; als er an seiner Doktorarbeit

über Lion Feuchtwanger arbeitete, stellte er fest, dass es ihm nicht nur leicht fiel, sondern dass ihm das Schreiben regelrecht Spaß machte. Als „armer Poet“ wollte er sein Leben nach dem Studium dennoch nicht fristen und heuerte deshalb zunächst bei einer Hamburger Werbeagentur an, die ihm anfangs die Gelegenheit bot, seine schriftstellerischen Ambitionen bestens mit einer ordentlich bezahlten Arbeit als Texter („Zum Beispiel das Kleingedruckte auf der Rama-Verpackung“) vereinbaren zu können.

Erst als nach seinem literarischen Debüt mit der Novelle „Moos“ – von der Kritik überschwänglich gelobt, aber kaum verkauft – im Jahresrhythmus kommerziell erfolgreiche Romane erschienen waren, darunter der vom ZDF verfilmte Roman „Ins Blaue“, wagte er es, die wirtschaftliche Sicherheit des Agenturjobs dranzugeben, ins Risiko zu gehen und sich als freischaffender Autor zu etablieren. Als 33-Jähriger war er damit „angekommen“, wie er sagt: „Ich habe gesehen, dass ich vom Schreiben leben kann.“ Nur einmal noch, Anfang der 1990er-Jahre, mittlerweile verheiratet mit einer Amerikanerin und Vater von zwei Töchtern, stellte sich die Existenzfrage in aller Schärfe. Modick spricht im Rückblick ironisch von der „Trilogie der Unverkäuflichkeit“, als hintereinander drei seiner Bücher, darunter ein Gedichtband, floppten und er allen Ernstes erwog, sein Lehramtsexamen durch ein Referendariat zu vervollständigen und in den Schuldienst zu wechseln. Der Erfolg seines Romans „Der Flügel“ (1994) und die sich abzeichnende Tendenz, dass die Leser „die Unterhaltung wiederentdeckten“, was seinem Stil entgegenkam, bewahrte ihn vor diesem (Rück-)Schritt. „Klaus Modick entspricht in seinen Romanen jenen Wünschen an die neue deutsche Literatur, die seit Jahr und Tag die Debatten beherrscht, als das bedeutende Beispiel eines zugleich

Besonderheiten und Merkwürdigkeiten der Oldenburger Mentalität, der Kultur und Politik – damit beschäftigen sich Autor Klaus Modick und Illustrator Klaus Beilstein (links) in ihrer Kolumne in dieser Zeitschrift. Eine Sammlung ihrer teils ironischen, teils satirischen Beobachtungen ist unter dem Titel „Hier – Wichtiges und Nebensächliches aus Oldenburg und umzu“ im Isensee-Verlag erschienen. Foto: Nordwest-Zeitung, Oldenburg

Zu den erfolgreichsten Büchern von Klaus Modick gehören:

Das Grau der Karolinen. Im Mittelpunkt steht ein Gemälde und die detektivische Suche nach dem unbekannten Maler. Die vielfältigen und geheimnisvollen Wirkungen dieses Gemäldes auf seine verschiedenen Besitzer ziehen eine abenteuerliche Spur durch mehr als 100 Jahre. Ein Roman über die Odyssee eines Kunstwerks. (1988)

Der Flügel. In diesem Roman thematisiert Modick sowohl deutsche NS-Vergangenheit als auch Neofaschismus in Deutschland. Er spielt im Oldenburgischen zwischen den Jahren 1933 und 1951 und handelt von der Verstrickung einer Handvoll Figuren in den Nationalsozialismus. (1994)

Vatertagebuch. Authentisch und diskret berichtet der Autor von einem Jahr Familienleben und seiner Rolle als Vater. Modick outet sich als Familienmensch und schreibt unter anderem auch den schönen Satz: „In Oldenburg bin ich Goethe.“ (2005).

Bestseller. In Tante Theas Koffer findet ihr Erbe, der mittelmäßig erfolgreiche, finanziell jedoch chronisch klamme Schriftsteller Lukas Domcik, ein Konvolut mit Aufzeichnungen aus ihrer Jugend in den 1930er- und 1940er-Jahren. Was daraus am Ende wird, ist eine beißende Abrechnung mit dem Literatur- und Fernsehbetrieb, eine satirische Attacke auf die Geschichtsschreibungsindustrie. (2006)

Sunset. Der Roman einer ungewöhnlichen Freundschaft: Lion Feuchtwanger, Bert Brecht und das kalifornische Asyl. Feuchtwanger, der 1956 als der letzte der großen deutschen Emigranten noch in Kalifornien lebt, erschüttert die Nachricht vom plötzlichen Tod Brechts, dem er eng verbunden war. In stummer Zwiesprache zeichnet Feuchtwanger die Stationen dieser Freundschaft nach. (2011)

realitätshaltigen und spielerischen, hintergründigen und unterhaltsamen Erzählens. Seine Romane sind vielschichtig, … aber an der Oberfläche immer süffig und, wie man sagt, gut zu lesen", urteilte seinerzeit ein Rezensent im *Deutschlandfunk*.

Auch als Übersetzer amerikanischer Autoren hat er sich einen Namen gemacht, mehr als 30 Bücher bisher übersetzt. Sein Honorar ist gemessen an den branchenüblichen, eher knappen Vergütungen für Übersetzer vergleichsweise fair. „Es ist, als schreibe man das Buch eines Bruders im Geiste noch mal", sagt er zu dieser Arbeit. Dass der am Alten Gymnasium vornehmlich im Altsprachlichen beheimatete Schüler eines Tages anspruchsvolle englische Texte übersetzen würde, ist wohl ein bisschen seiner amerikanischen Frau und vor allem der Tatsache geschuldet, dass er eine starke Affinität zu den USA entwickelte. Alles in allem verbrachte er rund fünf Jahre in dem Land, die meiste Zeit als Gastprofessor an Colleges. Noch heute unterhält sich die Familie auch zu Hause in Oldenburg überwiegend auf Englisch oder in einem, wie Modick einräumt, „familieneigenen Denglisch". Wobei die Affinität zu Amerika keinesfalls eine unkritische ist. „Amerika ist mein ‚Schwiegerland'", sagt er. Und bekanntlich muss man an der Schwiegermutter nicht alles lieben.

Auch wenn Klaus Modick nur in seltenen Fällen wie etwa in „Bestseller" seinen Romanhelden eindeutig autobiografisch offenbart, zudem in diesem Fall per Anagramm, beruhen die Figuren und Schauplätze in seinen Büchern zu einem, wenn auch unterschiedlich stark ausgeprägten Anteil auf eigenen Erfahrungen, Erlebnissen und Kenntnissen. Er zitiert dazu gern ein Aperçu von Peter Handke: „Natürlich sind alle meine Bücher autobiografisch, weil ich sie geschrieben habe." Eher überraschend ist bei einem literarischen Fahrensmann wie Modick da schon das Eingeständnis: Nicht der legendäre erste Satz, über den manche berühmte Autoren angeblich tagelang gebrütet haben, ehe sie zu schreiben begannen, ist für ihn die größte Hürde, sondern es ist der Blick auf das (früher) leere Blatt Papier vor sich oder (heute) auf den leeren Bildschirm, der ihn jedes Mal aufs Neue zu lähmen droht. Ist diese Art von kurzlebiger Schreibblockade aber erst einmal überwunden, pflegt Modick in seiner engen und gemütlichen Schreibkammer mit Aussicht auf den Garten einen disziplinierten und produktiven Arbeitsstil. Dazu gehört, nicht aufzugeben, wenn es schleppend läuft, was er auch immer seinen Studenten an der Universität Bielefeld als Dozent für Kreatives Schreiben geraten hat. Nein, wenn es flott vorangeht, fällt es nach seiner Erfahrung leichter, die Arbeit nach einer Unterbrechung fortzusetzen und den roten Faden wieder aufzunehmen. Und was den wichtigen ersten und den nicht minder gewichtigen Schlusssatz anbetrifft, so verlässt er sich ohnehin darauf, dass sie ihm im Laufe der Zeit schon einfallen werden. Kann man Schreiben überhaupt lernen? „Ja", sagt Modick, „vorausgesetzt man hat Talent." Wobei selbst ein wortmächtiger Mann wie er sich schwer tut, genauer zu fassen, wie dieses Talent beschaffen sein muss. Auf jeden Fall gehört die „Liebe zur Sache" dazu, sagt er, auch wenn das ein bisschen altmodisch klingen mag.

Fast 30 Jahre hat Klaus Modick, der gleichsam zum Stadtoldenburger Uradel gezählt werden kann, wohnt seine Familie doch seit mehr als zwei Jahrhunderten in der Stadt, nach dem Abitur nicht mehr in seiner Heimatstadt gelebt. Nicht, dass er deren Vorzüge nicht zu schätzen wüsste, aber die Vorstellung, er hätte sein ganzes Leben hier verbringen müssen, ist ihm nach seinen eigenen Worten „nicht angenehm". Als er vor elf Jahren mit seiner Familie in diese „urbane Provinzstadt" zog, ist ihm besonders aufgefallen, wie unübersehbar die Universität die selbstgenügsame Bürgerlichkeit Oldenburgs aufgebrochen hat. „Weltoffen" sei diese Stadt geworden. Und er sei in dieser Stadt eben „weltberühmt", sagte er mit der ihm eigenen Gabe zur Selbstironie. Wobei ein Körnchen Ernst darin steckt, denn in der Tat ist er in Oldenburgs Geschichte der erste einheimische Autor – mal abgesehen vom Philosophen Karl Jaspers –, dem eine überregionale, eine nationale Bedeutung zugewachsen ist. „Meine Bücher", sagt er, „verkaufen sich gut, auch wenn sie keine Bestseller sind." Er gehört damit zu dem nicht so arg großen Kreis von Schriftstellern in Deutschland, die „stabil etabliert" sind. Auch wenn er den Gedanken „verlockend" findet, wie just der amerikanische Autor Philip Roth eines Tages sagen zu können, er werde kein weiteres Buch mehr schreiben – so unwahrscheinlich ist es, dass Modick diesem Beispiel einmal folgt. Er wird vielmehr immer weiter schreiben, und sei es nur, um seine Familie zu schonen: „Ich bin schon nach ein paar Tagen ungenießbar, wenn ich nicht schreibe."

» Die Affinität zu Amerika ist keinesfalls eine unkritische. „Amerika ist mein ‚Schwiegerland' ", sagt Modick. Und bekanntlich muss man an der Schwiegermutter nicht alles lieben.

Von der Lust am Fabulieren und der Sinnlichkeit des Schreibens

Dr. Friedrich Scheele über sein neuestes Buch: ein Märchenlesebuch

Herr Dr. Scheele, Sie haben ein wunderbares Buch mit selbstverfassten Märchen veröffentlicht, wie kommt es, dass ein vielbeschäftigter Museumsdirektor neben seiner Arbeit Märchen verfasst?

Friedrich Scheele: Auf Märchen gestoßen bin ich zum einen durch meine Tätigkeit als wissenschaftlicher Assistent im Bereich der Altphilologie an der Uni Münster, denn bin ich sehr früh im Rahmen zahlreicher Forschungsprojekte in Kontakt mit den Brüdern Wilhelm und Jacob Grimm gekommen. Meine Doktormutter Ruth Schmidt-Wiegand hat uns mit Arbeiten zum Deutschen Wörterbuch zusammengebracht, das ja auch die Brüder Grimm verfasst haben. Und über das Deutsche Wörterbuch, die Sagen, Erzählungen und Hausmärchen habe ich sehr früh eine hohe Affinität zu den Brüdern Grimm entwickelt. Durch das interdisziplinär angelegte Thema meiner Dissertation „di sal man alle radebrechen. Todeswürdige Delikte und ihre Bestrafung in Text und Bild der Codices picturati des Sachsenspiegels“ bin ich dann noch stärker mit den gelehrten Juristen in Verbindung getreten. Denn beide Brüder interessierten sich stark für die mittelalterlichen Quellen ihrer gegenwärtigen Kultur und sammelten Zeugnisse der germanischen Rechtssprechung und der literarischen Überlieferung. Der zweite wesentliche Aspekt ist ein ganz persönlicher, nämlich dass bei uns zu Hause Erzählungen und Märchen Gegenstand meiner Jugend waren. Und dann kommt noch die Lust am Artikulieren in einer uns heute doch zunehmend fremd gewordenen Sprache hinzu.

Prinz Goldherz und die verwunschene Mühle
Wie schon in den bekannten Märchen der Gebrüder Grimm und Hans Christian Andersen, stehen auch in den neuen Erzählungen Friedrich Scheeles Tugenden wie Bescheidenheit und Hilfsbereitschaft, Moral und Aufrichtigkeit unter anderem im Vordergrund.
Isensee Verlag, 200 Seiten, 25 Scherenschnitte, 2012, gebunden, 19.80 Euro, ISBN 978-3-89995-835-5

Wie ist das Buch genau entstanden und seit wann schreiben Sie bereits Märchen?

Mit dem Märchenschreiben habe ich Mitte der 1980er-Jahre angefangen. Bevor ich diese aber tatsächlich für eine Veröffentlichung in Erwägung zog, habe ich das Buch „Für den Bücherfreund oder von den Büchern“ geschrieben. Dieses entstand quasi „auf den Schienen“, da ich etwa ab Mitte der 1980er-Jahre an der Edition der Deutschen Rechtsbücher des Mittelalters an der Herzog-August-Bibliothek in Wolfenbüttel und an der Uni in Münster mitgearbeitet habe und an den Wochenenden dann wieder nach Haus gefahren bin. Vor drei, vier Jahren schließlich fasste ich all meinen Mut zusammen und sprach mal locker mit Florian Isensee über das Vorhaben, vielleicht neue Märchen zu veröffentlichen. Hinzu trat die Erkenntnis, dass in diesem Jahr 2012 das 200-jährige Erscheinen der erstmaligen Präsentation der Grimmschen Kinder- und Hausmärchen gedacht werden würde. Also habe ich mir das Ganze noch einmal vorgenommen und in den vergangenen zwei Jahren insgesamt 16 – 17 Märchen fertig geschrieben, von denen ich schließlich zwölf ausgewählt habe.

Wie sind Sie auf Klaus Beilstein als Illustrator gekommen?

Es gab ja bereits die bewährte Zusammenarbeit mit Klaus Beilstein für den ‚Bücherfreund‘. Das Märchenlesebuch sollte nun aber kein normales Bilderbuch, sondern vielmehr ein typisches Lesebuch im Gewand des 19. Jahrhunderts werden. Alte Märchenbücher enthalten in der Regel ja keine durchgängigen Bilder, sondern eher vereinzelte Abbildungen wie zum Beispiel Stahlstiche oder ähnliches. Dies wollte ich eigentlich verwirklichen, kannte aber niemanden, der diese Technik noch beherrscht. Nach einigem Überlegen bin ich erneut auf Klaus Beilstein zugegangen, denn dieser hatte nach der letzten Zusammenarbeit gesagt: „Das hat mir so viel Spaß gemacht, wenn Du noch einmal etwas in der Richtung machst,

Der Direktor des Amtes für Museen, Sammlungen und Kunsthäuser am Stadtmuseum, Dr. Friedrich Scheele, in der Jugendstil-Bibliothek von Theodor Francksen. Friedrich Scheele ist auch im Zeitalter des Computers ein begeisterter Nutzer des Füllfederhalters. Seine Märchenmanuskripte schreibt er mit der Hand.
Foto: Peter Kreier

melde Dich bei mir!“ Also waren wir uns im Grunde schnell einig – auch darüber, dass wir pro Erzählung nur ein Bild machen wollten, da die Märchen assoziativ auf die Leser und Hörer wirken und in deren Fantasie Bilder hervorrufen sollen. Beilsteins Idee war es dann, Scherenschnitte zu machen, was für Bücher dieser Art sehr ungewöhnlich ist. Nicht etwa schwarz-weiß, sondern wunderbar koloriert und kleinteilig, wobei Klaus Beilstein damit eine weitere Assoziationsebene geschaffen hat. Die Zusammenarbeit hat uns beiden sehr viel Spaß gemacht.

Schon der Einband erinnert auch sofort an Bücher von früher …

Hintergrund war, dass ich mit solchen Büchern groß geworden bin und dieses Buch genauso machen wollte. Dies zieht sich vom gewählten Einband über den Vorsatz bis zur verwandten Schrift. Ein schöner Zufall, der das Buch zusätzlich bereichert hat, war, dass ich im Stiftungsrat des Ringelnatz-Museums in Cuxhaven Frau Prof. Elisabeth Döring kennengelernt habe, die an der Uni Oldenburg Germanistik lehrt. Ihr habe ich nach einiger Überwindung auch mein Manuskript zur Lektüre vorgelegt. Sie hat sich freundlicherweise dann auch bereit erklärt, ein Nachwort, das heißt den kleinen Epilog für mein Bändchen zu schreiben.

Haben Sie ein spezielles Vorgehen, ein besonderes Ritual beim Schreiben?

Ich schreibe natürlich überwiegend zu Hause, gern in den späten Abendstunden, wenn die Tagesabläufe sich beruhigt haben und ich zu meiner Selbst finden kann. Dazu zählen vor allem auch meine Familie, meine Frau und meine Kinder, wobei tägliche Erfahrungen die besten Ideengeber und Quellen sind. Märchentexte – wie zum Beispiel auch private Briefe – schreibe ich grundsätzlich per Hand, was mir sehr wichtig ist. Das Schreiben mit der Hand ist heute ja leider völlig aus der Mode gekommen. Wenn ich Zeit habe, mache ich das aber sehr gerne, da ich finde, dass es eine ganz eigene, sehr subjektive Imagination des Schreibens schafft. Wenn ich mit der Feder schreibe, schreibe ich auch anders, als wenn ich in meinem Job am PC sitze und meine Texte „in die Tastatur hineinhacke“.

Wie sehen Sie Ihr Werk vor der „Welle“ Harry Potter, Tintenherz und Twilight – erleben klassische Märchen eine Renaissance?

Ich glaube sicher, dass Märchen eine Zukunft haben. Man sieht ja an dieser Welle, wie sehr Märchenhaftes Menschen immer noch in seinen Bann zieht. An meinen eigenen Kindern habe ich dies gemerkt, da sie ganz viele Mythologien gelesen haben. In meinen Texten versuche ich außerdem bekannte Motive in neue Zusammenhänge zu stellen. Das Teufelchen Nikotin etwa, das dem armen Lehrjungen Fritz so furchtbar zusetzt, ist ein spezieller Poltergeist unserer Tage, seinem Wesen nach unterscheidet es sich nicht von den böswilligen Kobolden, die schon durch die Märchen vergangener Jahrhunderte gespukt sind. Ähnliches gilt für das verzuckerte Reich der Königin Dulcisa, das sich unschwer mit den Verlockungen und Versuchungen der modernen Konsumwelt gleichsetzen lässt. Kurzum ich bin davon überzeugt, dass Märchen auch zukünftig ihren Reiz haben, und sehe das in dem Erfolg von Harry Potter oder Tintenherz ein Stück weit auch bestätigt.

Das Gespräch führte Gabriele Henneberg

Ein Märchen
von Friedrich Scheele

Es war einmal ein König, der hatte ein einziges, süßes Töchterchen, Angelika mit Namen, so schön und gut, dabei so vornehm und zierlich, dass man ihm die Prinzessin schon zu den Äuglein herausgucken sah. Angelika hatte eine gute Fee zur Patin gehabt und diese hatte ihr eine ganze Einrichtung von Silber zum Geschenke gemacht. Die Möbel ihres Zimmers waren von Silber und mit rosa Seide gepolstert. Die Teller, von denen sie aß, die Bettstelle, worin sie schlief, der Becher, aus dem sie trank, waren blankes Silber. Auch vieles Spielzeug und andere Geräte waren vom gleichen Edelmetall und man wurde ordentlich geblendet, wenn man bei Prinzessin Angelika eintrat und diese funkelnde Pracht schaute.

Dennoch war sie nicht recht froh und heiter. Jedes Kind hat ja gerne Geschwister oder Freunde um sich und fühlt bald Langeweile, wenn es allein spielen soll. Und die kleine Prinzessin war ganz allein. Die alten Hofdamen mochten nimmer mit den Puppen spielen und der König musste ja das Land regieren. Ihre Gouvernante verstand es auch nicht recht, sie zu unterhalten. Da saß sie denn oft betrübt in ihrem silbernen Zimmer und kam sogar hier und da mit verweinten Augen zur königlichen Tafel. Das bemerkte der König alsbald und fragte: „Lieb Töchterlein, was fehlt dir, dass du so traurig bist und weinst? Sag' mir, was du wünschest, und kann ich's erfüllen, so soll es geschehen."

Da erwiderte Angelika: „Mein lieber Vater! Ich habe Langeweile; ich möchte ein Brüderlein, das mit mir spielt und im Parke springt oder im Garten die Blümlein pflückt, wie ich es tue. Dann wäre ich alsbald wieder fröhlich."

Schon gleich am nächsten Tage schickte der König seine Abgeordneten auf Reisen, einen lieben Knaben zu suchen als Partner der Prinzessin Angelika. Er wolle nicht auf Stand und Reichtum sehen, er verlange nur ein goldenes Herz; damit meinte er, der Knabe solle recht gut und fromm und tugendhaft sein.

Bald war diese Kunde allerorts verbreitet und eine Menge von Knaben liefen herbei und stellten sich den Gesandten vor. Einige hatten auch jene Worte vom goldenen Herzen falsch verstanden und trugen ein großes goldenes Herz über ihrer Kleidung oder in dieselbe eingestickt. Ei, wie wurden sie ausgelacht! So war es ja nicht gemeint! Von ihnen allen aber wollte dem Hofherrn keiner so recht gefallen. Der eine schnarrte, der andere war zu mürrisch, ein dritter war nicht hübsch genug, ein vierter zeigte sich ganz merkwürdig dumm und ungeschickt; keinen von allen wollten sie mit zur Residenz nehmen. Da meldete sich ein bildschöner, artiger Junge. Er betrug sich so fein und freundlich und sprach so nett und klug, dass die Gesandten glaubten, nun müsse der Rechte gefunden sein, und führten den hübschen Knaben mit sich zum König. Dort wurde er mit offenen Armen empfangen, die Prinzessin Angelika gab ihm sogleich ein festes Händchen und lächelte dabei ganz holdselig. Nun hatte sie einen Freund und war nimmer so einsam. Lustig sprangen sie im Schlossgarten herum, bauten aus fein gesiebtem weißen und roten Sande Festungen

und Wälle oder fuhren in einem kleinen Wagen die Puppen spazieren. Dann schauten sie wieder zusammen die prächtigen Bilderbücher durch oder lasen Verse und Geschichten und trieben allerlei Kurzweil. Angelika war sanft und gefällig und Hermann, ihr neuer Bruder, tat ihr alles zuliebe, was sie wünschte. Der König aber hielt ein wachsames Auge auf den Knaben. Er wollte ihn prüfen, ob er auch wirklich des Glückes wert sei, das ihm so unverhofft zuteil geworden war. Und in der Tat sah er schon in den nächsten Tagen manches, was ihm an Hermann nicht eben gefiel.

Er grüßte die vornehmen Leute mit ausnehmender Artigkeit, war aber gegen alle Diener und Untergebenen leicht herrisch und unfreundlich. Das war kein gutes Zeichen. Ein braves Kind muss alle Menschen lieb haben und namentlich diejenigen, die unter ihm stehen, recht gütig und liebevoll behandeln. Niemand kann ja etwas dafür, wenn er hoch oder niedrig geboren ist. Das ist Gottes Sache und vor ihm sind wir alle gleich. Angelika war engelsgut und herzlich gegen ihre Dienerschaft und war doch eine wirkliche Prinzessin, während man gar nicht einmal wusste, wer dieser Hermann sei. Er hatte nur gesagt, sein Vater wäre gestorben und seine Mutter, die bei ihren Verwandten lebe, hätte sich sehr über die große Ehre gefreut, die ihm zuteil geworden. Sonst erzählte er nichts über seine früheren Verhältnisse. Und noch etwas war dem Könige aufgefallen: Dass Hermann dem Lieblingshündchen seiner Tochter, wann immer er sich unbemerkt glaubte, einen Tritt oder Stoß versetzte, überhaupt das Tier mit Herzenslust neckte. Das war unschön, fand der König, und auch das wird ein gutes Kind niemals tun. Denn wie wir gegen die Tiere sind, so sind wir ja auch meistens gegen unsere Mitmenschen.

Vorerst aber wollte der König noch abwarten. Er dachte, die rechte Gelegenheit, die alles zutage bringe und der Prinzessin ihren jungen Freund vielleicht verleiden würde, könnte nicht ausbleiben. Er wolle das Glück seiner Tochter nicht so schnell wieder stören. Da geschah es, dass eines Nachmittags beide Kinder wieder zusammen im Schlosshofe spielten. Sie warfen silberne Kugeln in den großen Weiher, auf dem sich viele Schwäne herumtummelten, und Jolie, der kleine Lieblingshund der Prinzessin, musste sie herausholen. Er tat das ganz emsig und schüttelte dabei jedes Mal so lustig und harmlos das Wasser aus den zotteligen Haaren, dass er sein junges Fräulein über und über nass machte. Und das war gerade der Hauptspaß dabei: Angelika lachte dabei hell auf vor Vergnügen, wenn Jolie sie neuerdings anspritzte und kümmerte sich wenig, dass ihr seidenes Kleidchen ganz merkwürdige Spuren der Nässe zeigte; das ließ sich ja wieder trocknen. Da rief plötzlich eine Stimme außerhalb des vergoldeten Gitters laut und deutlich den Namen „Hermann“. Dieser horchte auf und schrak im ersten Augenblick leicht zusammen, dann spielte er unbekümmert weiter, als hätte er gar nichts gehört. Und wieder rief's: „Hermann! Hermann!“ Angelika lief nach der Stelle, woher das Rufen gekommen war und zog ihren Spielpartner an der Hand mit sich. Er schien ihr nur ungern zu folgen. Draußen auf der Straße war eine bleiche Frau mit kummervollen Zügen, auf welchen Entbehrung und Hunger geschrieben standen.

„Kennst du diese Arme, Hermann?“ fragte die Prinzessin. Tief errötend gab er schnell zur Antwort: „Nein, ich kenne sie nicht, sie ist eine Bettlerin. Wenn wir ihr ein paar Münzen geben, wird sie zufrieden sein.“

Bei diesen Worten aber erhob jene drohend ihre Hand und rief mit herzzerreißender Stimme: „Weh' dir, ungeratener Sohn, der du dich deiner armen Mutter schämst und sie vor deiner königlichen Freundin verleugnet hast! Wie batest du, dass ich dich ziehen lasse nach der Residenz! Ich versprach dir, treu für mich zu sorgen und meiner Armut eingedenk zu sein! Bis heute hörte ich nichts von dir! Du schwelgst im Überfluss, indes ich darbe. Nun habe ich mich aufgemacht, nach dir mich umzusehen und wehe, wehe! Schon hat dich Glanz und Reichtum völlig geblendet und dein Herz mir abgewendet!“ Die arme Frau schluchzte laut, dass eine Träne die andere schlug, und Prinzessin Angelika weinte mit ihr. Sie hatte ja keine Mutter mehr, oh, wie würde sie diese geliebt haben, wenn sie nur gelebt hätte, und dieser garstige Hermann hier tat, als ob er seine Mutter gar nicht kenne! Pfui doch, so konnte sie ihn schon gar nicht mehr liebhaben! Sie reichte der Bettlerin ein Goldstück aus ihrem Geldbeutelchen und bat sie freundlich, jede Woche wiederzukommen und das gleiche Almosen bei ihr abzuholen. Dann lief sie eilig in die Residenz zurück nach den Gemächern des Königs, um ihm das seltsame Ereignis mitzuteilen. Den lieblosen Knaben aber ließ sie betroffen, ohne ihn nur eines Blickes zu würdigen, stehen. Seine Mutter war indes fortgegangen, er aber schlug recht mürrisch den Weg nach dem Schlosse ein. Dabei versetzte er dem kleinen Jolie einige so heftige Tritte auf den Schweif, dass dieser laut zu heulen anfing. Aber schon im nächsten Augenblicke stand der zürnende König vor ihm. Er hatte von einem Fenster der Residenz, das nach dem Hofe ging, dem Spiel der Kinder zugesehen und auch die ganze Begebenheit mit der Bettlerin beobachtet. Er wusste nun gewiss, dass seine Befürchtungen Grund hatten und Hermann nicht würdig sei, der Partner seiner Tochter zu bleiben.

„Elender, liebloser Bube!“, herrschte er ihn an, „pack dich eilends fort von hier und lass dich nie wieder vor meinen Augen blicken! Du bist des Glückes nicht wert, das man dir gewähren wollte. Ein Sohn, der sich seiner armen Mutter schämt, hat nicht nur kein goldenes, er hat ein hässliches, schwarzes Herz und darf nicht Freund meines Kindes sein.“

So ward Hermann mit Schimpf und Schande fortgejagt und niemand hatte Mitleid mit ihm, denn er hatte sich durch sein stolzes Wesen keine Freunde gemacht und durfte jetzt recht froh sein, dass ihn seine arme Mutter wieder in ihrer Hütte aufnahm. Das war die wohlverdiente Strafe für seine Sünde.

Wiederum schickte der König seine Gesandten ins Land, um nach einem braven Spielpartner für Angelika zu suchen, und allerorts liefen schöne Knaben herbei und boten sich dazu an, aber die Herren waren jetzt vorsichtiger geworden und hatten kein rechtes Vertrauen mehr, weil sie sich schon einmal geirrt hatten.

Nach längerem Suchen kehrten sie unverrichteter Dinge heim. Die Prinzessin war ganz traurig, dass sie wieder allein sein musste, und selbst der Hofnarr konnte sie mit seinen Späßen nicht zum Lachen bringen. „Was hab ich denn“, sagte sie oft, „von all meinem schönen silbernen Spielzeug, wenn sich niemand mit mir unterhalten mag?“ Und in der Kirche betete sie eigens, die Mutter Gottes möge ihr doch einen braven Gefährten, der dem König auch recht wäre, zuschicken. Eines Tages fuhr sie mit ihrem Vater hinaus vor die Stadt ins Freie. Es war eben Mai und das regste Frühlingsleben in der Natur – die Luft so blau, die Wiesen so grün, die Blumen so schön und die Vögel so munter – alles war frisch, wie neugeboren und Angelika sah frommen Sinnes himmelwärts und dachte, wie doch der liebe, liebe Gott alles so wunderbar machen könne. Der König ließ den Wagen halten, stieg aus und wandelte mit ihr eine Strecke zu Fuß, damit sie sich an der Landschaft besser freuen möge. So waren sie zu einem Wäldchen gekommen. Unter der Eiche kauerte ein Knabe, ungefähr in Angelikas Alter, der hatte eine gar mitleidige Miene und schien die Herannahenden kaum zu bemerken. Der König trat ganz nah zu ihm hin und redete ihn an: „Was treibst du da, Junge? Und was hältst du ängstlich in der Hand?“

Illustrationen von Klaus Beilstein

„Ach, gnädiger Herr!“ gab jener zur Antwort indem er aufstand und sich höflich verbeugte, „da ist soeben ein junges Vögelein aus dem Neste gefallen und kann sich nicht helfen und ich kann es nicht hinauf bringen auf diesen hohen Baum. Es wird sterben müssen, denn es kann ohne seine Mutter noch nicht leben. Hören Sie nur, wie die Alten schreien!“ Tränen standen dem guten Knaben in den Augen, als er so erzählte und auf seinen kleinen Gefallenen wies, und auch die Prinzessin nahm innigen Anteil an dem Ereignis. Alle drei vernahmen über ihren Häuptern das Wehgeschrei der geängstigten Vogeleltern und es tat ihnen in der Seele leid um die armen Tierchen. Der König rief einen seiner Diener, der in einiger Entfernung nachfolgte, herbei und hieß ihn als gewandten Turner sofort die Eiche erklimmen und ließ den jungen Ausreißer ins Nest zurückbringen. Schon nach wenigen Minuten war es zur Zufriedenheit und zum besonderen Jubel der beiden Kinder geschehen. Angelikas Vater hatte unterdessen den Jungen scharf beobachtet. Er war in der Tat ein schönes Kind mit reinen, unschuldigen Zügen. Blonde Haare umrahmten sein blühendes Gesichtchen, aus welchem frische, blaue Augen frei und herzlich ins Leben guckten. Er war also einen halben Kopf größer als Angelika und schlank gebaut wie eine junge Tanne.

„Was treibst du hier, mein Sohn?“ sprach der König zu ihm und nahm das aufgeschlagene Buch, das jener auf einem abgeschnittenen Baumstamme niedergelegt hatte. Es war die biblische Geschichte und der Knabe hatte soeben vom Hirtenknaben David gelesen.

„Ich bin so gerne hier im Walde“, gab er freundlich zurück. „Wenn die Schule aus ist, komme ich hierher, verzehre mein Stück Brot als Mittagsmahl und lese dann oder schreibe. Ich möchte gerne einmal ein recht verständiger Mann werden. Bin ich gleich arm, David war es auch und ist doch ein König geworden.“ „Oh, so hoch willst du hinaus?“ lachte der König heiter: „Wo sind denn deine Eltern?“ „Ach, die sind beide tot! Ich bin vorläufig im Gemeindehaus untergebracht, bis ich die Schule fertig habe, dann …“ – dabei wurde er traurig und seine Stimme kämpfte mit den Tränen – „dann muss ich ein Handwerk lernen.“ Angelika sah bittend zu ihrem Vater auf. Er verstand, was sie meinte. „Höre“, sprach er zu dem Knaben, „willst du mit mir kommen und der Spielpartner meiner Tochter werden? Ich dulde nur ganz brave Kinder um sie. Du könntest dann Anteil haben an ihren Stunden, könntest lernen, was du nur willst.“

„Lernen, was ich will?“ unterbrach ihn jener hastig, „gerne wollt’ ich recht viel lernen!“ „Nun wohl, daran soll’s nicht fehlen. Geh’ jetzt zurück nach Haus. Morgen früh wird ein Herr kommen, der dich zu uns holt. Und zeigtest du dich nur erst des Blickes wert, so sollst du es nicht bereuen, zu uns gegangen zu sein.“

Freundlich grüßend ließ er den Knaben stehen und wandte sich mit seiner Tochter zum Gehen. Dieser aber sah ihnen unter artiger Verbeugung nach, bis sie den prächtigen Wagen bestiegen hatten und schnell von dannen fuhren. War es ein Traum? Wie, wenn’s der König selbst gewesen wäre und die kleine Prinzessin, von der er schon so viel hat sprechen hören? Ach, ihm wäre ja doch gewiss der Mut nie gekommen, sich ihr als Spielpartner anzubieten, und doch war sie ein so schönes, freundliches Fräulein, das man liebhaben musste, wenn man es nur anschaute. In dieser Betrachtung versunken, ging er ins Gemeindehaus zurück, wo noch mehrere obdachlose Arme untergebracht waren und erzählte freimütig seine heutigen Erlebnisse. „Seht mir nur den eitlen Buben“, lachte eine alte Frau, „man wird wohl kaum einen elternlosen Jungen aus dem Armenhause in die Residenz holen!“

Traurig über einen solchen Spott schlich Fridolin, so hieß der Knabe, zu Bette, doch im Traum sah er die Prinzessin und den König vor sich stehen. Beide hatten funkelnde Kronen auf dem Haupte und ein Zepter in der Hand. Nur war bei der Prinzessin alles kleiner und zierlicher als bei ihrem Vater. Auch für ihn trug man jetzt auf einem purpursamtenen Kissen eine goldene Krone herbei und setzte sie ihm auf. Dazu gab es Musik und Jubel und er selbst war ganz überglücklich.

Schon stand die Sonne hoch am Himmel, als er aus diesem köstlichen Traume erwachte. Alle Herrlichkeit war entschwunden und betrübter als gewöhnlich stand er auf, zog sein fadenscheiniges Gewand an, betete dann sein Morgengebet und wollte eben zur Schule gehen, als wirklich ein prächtiger Wagen an der Türe hielt. Ein freundlicher, vornehm aussehender Herr stieg heraus, trat in die enge Stube und ging sogleich auf Fridolin zu.

„Dich eben suche ich, mein Kind: Du sollst mit mir fahren nach der Residenz. Dieses Paket hier“ – er legte es auf den Tisch – „enthält neue, feine Kleider für dich. Ich gehe einstweilen vor dem Hause auf und ab. Du magst dich inzwischen umkleiden und dann zu mir herauskommen.“

Schnell folgte Fridolin dem unverhofften Auftrage, zog rasch die schönen Kleider an und stand nach wenigen Minuten völlig verwandelt vor seinen erstaunten armen Hausgenossen. Mit einiger Beschämung sagte jetzt die alte Frau, die gestern über seine Rede gespottet hatte, zu ihm: „Fridolin, ich hätt’s nicht gedacht, dass du wirklich zum König kommen und zum Prinz werden würdest.“ Und der Knabe lachte gutmütig, reichte ihr und allen übrigen die Hand zum Abschiede und sprach: „Schau, gute Mutter Evi, ich habe es ja selber nicht geglaubt und kann dem lieben Gott nicht genug für solch ein Glück danken, aber ein Prinz werd’ ich deshalb doch nicht“.

Dann trat er hinaus ins Freie, wo der vornehme Herr schon seiner wartete, stieg mit in den Wagen und rasch ging’s nach dem königlichen Schlosse. Mit liebenswürdiger Güte empfing der König seinen Schützling und Angelika ihren neuen Spielpartner.

„Was trägst du nur mit dir, mein Sohn?“ fragte er Fridolin nach der ersten Begrüßung. Leicht errötend erwiderte dieser: „Wollt es mir verzeihen, Herr König! Ich habe meine alten Kleider mit hierher genommen aus zweierlei Gründen. Erstens hat sie noch meine liebe, gute Mutter genäht und alles von ihrer Hand ist kostbar für mich und zweitens dachte ich, sie sollten mich immer an meine Armut mahnen, damit ich nicht hoffertig werde und im Glücke nicht meine einfache Herkunft vergesse!“

Gerührt umarmte der König den guten, verständigen Knaben und bald waren er und Angelika die besten Freunde, unzertrennlich bei Spiel und Lernen, gleich mitleidig für die Armen, gleich gütig gegen ihre Untergebenen. Fridolin wuchs zum stattlichen Jüngling heran, man nannte ihn im ganzen Lande nur den Prinzen „Goldherz“, weil er gar so gütig und edel war.

Als der König alt und gebrechlich wurde, legte er die Regierung nieder, gab dem Fridolin die Prinzessin Angelika zur Gemahlin und machte ihn zum König des Landes und damit ging sein schöner Traum im Armenhause in Erfüllung. Prinz Goldherz hat sein Volk väterlich regiert, und als er starb, da kamen die Armen massenhaft an sein Grab und beweinten mit heißen Tränen ihren väterlichen Wohltäter und Freund.

Viel Langmut muss aufbringen, wer einen Kranichzug so eindrucksvoll vor dem Vollmond fotografieren will. Die Kehrseite der ungewöhnlichen Motive ist der ebenso ungewöhnliche Einsatz, den sie mitunter dem Fotografen abverlangen: Willi Rolfes bei Aufnahmen in einem Moortümpel.

Goldenstedt ist sein Afrika

Willi Rolfes, einer der renommiertesten Natur- und Tierfotografen in Deutschland, findet aufregende Motive vor der Haustür

Von Rainer Rheude

Dafür muss man wohl geboren sein: Sieben lange Tage sitzt Willi Rolfes in dem Versteck am Ufer der Müritz. Im Tarnzelt, im Februar, bei minus zehn Grad. Von Tagesanbruch bis zur Abenddämmerung. Die Kamera immer im Anschlag. Unverwandt beobachtet er den zugefrorenen See in gut 20 Metern Entfernung. Die Seeadler und ihre Balz. Er macht Tausende von Bildern – doch das eine Bild, das mehr noch als alle anderen die Mühen seiner Mission aufwiegt, klappt erst kurz vor Schluss der eisigen Exkursion. Ein Bild von kopulierenden Seeadlern ist seines Wissens nach noch keinem anderen Natur- und Tierfotografen gelungen. Wieder einmal wurde er für seine Langmut belohnt. Demnächst wird sich die „Arbeit mit den Seeadlern“, wie er das Projekt umschreibt, das sich über mehrere Jahre hingezogen und nicht nur die Mecklenburgische Seenplatte zum Schauplatz hat, in einem neuen Buch niederschlagen.

Willi Rolfes, der in Vechta wohnt und im Brotberuf geschäftsführender Direktor der Katholischen Akademie Stapelfeld ist, ist einer der renommiertesten Naturfotografen in der Region, ja in ganz Deutschland. Seit mehr als 30 Jahren geht er zu Lande und zu Wasser auf Fotopirsch. Ihn als Hobbyfotografen zu bezeichnen, würde seiner hohen Professionalität nicht gerecht. Aber als Berufsfotograf den Lebensunterhalt zu bestreiten und womöglich überall auf der Welt auf die Pirsch gehen zu müssen, das will der studierte Sozialpädagoge und Vater von drei Kindern dann auch wieder nicht. Er tauge nicht zum „Sklaven von Bildredakteuren“, sagt er. Am besten noch beschreiben den 48-Jährigen seine eigenen Worte: „Ich bin ein leidenschaftlicher Fotograf.“ Es ist eine eher stille Leidenschaft, die sich da in seiner Person verkörpert. Nicht, dass Rolfes das spektakuläre, das einmalige Bild nicht zu schätzen wüsste, aber darauf aus ist er nicht unbedingt. Achtung und Respekt vor der Natur und den Tieren sind in seiner Anschauung viel zu tief verwurzelt, als dass er sie nur als Beute für seine Kamera betrachten würde. Er will mit seinen Bildern vor allem einen Beitrag zur Bewahrung der Schöpfung leisten. „Dem Recht des Menschen, sich in vielfältiger Weise die Natur zunutze zu machen, steht die Pflicht gegenüber, das Naturerbe und dessen Schätze langfristig zu bewahren“, sagt er. „Die Natur ist nicht nur Objekt, sie ist auch Subjekt.“

Zu seinem Anspruch, dem Betrachter mit seinen Fotos die Schönheit der Natur und der Tierwelt ebenso nahezubringen,

wie auf deren empfindliche Verletzbarkeit aufmerksam zu machen, „dafür eine Brücke ins Bewusstsein der Menschen zu schlagen“, gehört notwendig, dass er selbst ebenfalls eine enge Beziehung zu Flora und Fauna hat. Dafür reichen kurze Exkursionen nicht aus, zumal sein Ehrgeiz ohnehin eher nicht auf das wettbewerbstaugliche Einzelbild abziele, sagt er. Rolfes geht es vielmehr vor allem um fotografische Langzeitbeobachtungen wie zum Beispiel seine sich mittlerweile schon über drei Jahrzehnte erstreckenden Bild-Dokumentationen vom Großen Moor. „Mein Afrika ist Goldenstedt“, sagt er. Aufregende Motive lassen sich eben nicht nur auf fernen Erdteilen finden. Am Rande des Moores ist er aufgewachsen und im Moor hat er als 17-Jähriger seine ersten Gehversuche als Naturfotograf unternommen. Seine Bilder belegen sowohl die Schönheit dieser urwüchsigen Landschaft als auch die ökologische Funktion der hoch spezialisierten Tier- und Pflanzenwelt. So begeistert er einerseits vom Zauber eines nebelverhangenen Sonnenaufganges im Moor schwärmen kann, der ihn in aller Herrgottsfrühe aus dem Bett zu treiben vermag, so nüchtern kann er andererseits aufgrund seiner fundierten Kenntnisse über die ökologischen Zusammenhänge und die Notwendigkeit eines nachhaltigen Schutzes referieren. Ein „Sinn-Bild“ ganz in seinem Verständnis war es deshalb, als von Frühjahr bis Ende Oktober im Goldenstedter Moor eine Reihe großformatiger Fotos ausgestellt wurde. Mit dieser Ausstellung habe er seine Bilder „zurück ins Moor gebracht“, sagt er. Nicht von ungefähr widmet sich sein jüngster Bildband, einer von inzwischen knapp 50 Bänden, die überwiegend regionale Schauplätze zum Thema haben, wieder einmal seinem Lieblingsmotiv, Titel: „Hommage an das Moor“.

Der Oktober war für Willi Rolfes auch in anderer Hinsicht ein erfolgreicher Monat: Zwei Preise wurden ihm, der schon ein gutes Dutzend Fotowettbewerbe gewonnen hat, verliehen. Die Harzer Nationalparkverwaltung prämierte das Bild eines durch den Schnee stapfenden Luchses, die Naturschutzbund-Stiftung „Oldenburgisches Naturerbe“ wählte aus mehr als

Vom Eis verzauberte Landschaft: Abendstimmung im winterlichen Goldenstedter Moor (links).

Sie sind alle an die winterlichen Herausforderungen angepasst (rechts, von oben nach unten): das Hermelin mit seinem weißen Fell, das Eichhörnchen, das sich vor dem Winterschlaf ebenfalls ein dickes Fell zugelegt hat, und der Seeadler, der im Winter seine Jagdmethoden ändert.

600 Einsendungen seine fischende Flussseeschwalbe auf Platz 1. Dass Aufnahmen wie diese gern als mehr oder weniger zufällig zustande gekommene „Schnappschüsse“ gelten, scheint eines der landläufigen Missverständnisse über die Naturfotografie zu sein. Ohne im Voraus wenigstens eine halbwegs genaue Vorstellung vom Motiv zu haben, auf das man hofft, würden Aufnahmen in ansprechender fotografischer Qualität kaum gelingen, sagt Rolfes. Nicht nur eine Engelsgeduld, Beharrlichkeit und Achtung vor den Geschöpfen zählt er zu den unabdingbaren Eigenschaften in dem Genre, sondern in ebenso starkem Maße auch Fantasie und Kreativität. Der Augenblick, eine Seeschwalbe beim Fischen zu erwischen oder einen Luchs im Winterwald, würde glatt verpasst, würde erst in diesem Moment das Motiv im Kopf geformt, sagt er. Seit Jahren arbeitet er, ausgenommen Langzeitbelichtungen, nur noch mit Digitalkameras, bis zu zehn Bilder pro Sekunde schaffen sie, 4.500 waren es am Ende allein von der Schwalbe. Auf 50.000 bis 60.000 Bilder schätzt Rolfes seine Jahresaus-

beute, 150.000 hat er bis jetzt archiviert. „Nicht der Zufall macht das Bild. Man muss es sich vorstellen können und im Ergebnis dann schenken lassen“, sagt er. Wobei es ohne Einsatz, auch körperlichen, nicht geht: Wer Frösche auf Augenhöhe oder Libellen beim Gaukelflug fotografiert, darf keine Scheu vorm Wasser haben, wer Seerosen von unten fotografieren will, muss abtauchen, und wer Kranichen, Wölfen oder Bären so nahe wie möglich kommen will, muss zuweilen tage- oder nächtelang im Tarnzelt ausharren. Der Natur- und Tierfotograf müsse „schnell zur Stelle sein und doch die Ruhe bewahren“, fasst er seine Erfahrungen zusammen.

Auch wenn es ihm selbst nie in den Sinn käme, die Augen davor verschließen kann Willi Rolfes ebenso wenig wie es seine Kollegen können, mit denen er europaweit in Kontakt steht: Die Möglichkeiten der digitalen Bildmanipulation sind heutzutage derart ausgefeilt, dass sogar Fachleute den Fake, also Fälschungen, häufig nicht erkennen. Dieser Verlockung zu erliegen, wie es in dem einen oder anderen Fall auch berühmte Naturfilmer und -fotografen schon getan haben, bedroht das Fundament des Genres, nämlich die Authentizität des Bildes und die Glaubwürdigkeit des Fotografen. „Naturfotos sind ein Versprechen“, sagt Rolfes, „nämlich das Versprechen, in authentischer Umgebung und unter authentischen Bedingungen entstanden zu sein.“

Typisch für das Oldenburger Land sind die solitären Bäume in der offenen Landschaft, oft Birken, wie hier an einem Weg im winterlichen Moor. Die Aufnahme entstand zu Beginn der „Blauen Stunde“, kurz vor Sonnenuntergang.

„Hommage an das Moor“ ist das neueste Buch von Willi Rolfes betitelt. Zusammen mit dem Vechtaer Journalisten Andreas Kathe stellt der Naturfotograf die ursprünglichen Moorgebiete in seiner Heimatregion vor, die er über viele Jahre mit der Kamera durchstreift hat. Ein besonderes Augenmerk hat er dabei auf die Tierwelt gelegt. Kathe stellt in seinem Text in knapper Form alles Wissenswerte zum Thema Moor vor.

Willi Rolfes/Andreas Kathe: Hommage an das Moor. Von Sonnentau und Nebelschwaden, 128 Seiten, 111 Abbildungen, gebunden, ISBN 978-3-8378-5021-5, 19.90 Euro, Edition Temmen, Bremen.

Von links: Ehrenpräsident Horst-Günter Lucke, Heinrich Sanders (Commerzial Treuhand), Werner Berges, Jörg Michael Henneberg (Oldenburgische Landschaft).
Foto: Martin Remmers

50 Jahre PopART

CT-Kunstforum präsentiert Arbeiten von Werner Berges aus fünf Jahrzehnten

RED. Seit dem 15. November präsentiert die Commerzial Treuhand eine Retrospektive mit Werken von Werner Berges aus fünf Jahrzehnten. Die von Geschäftsführer Heinrich Sanders und dem Ehrenpräsidenten der Oldenburgischen Landschaft, Horst-Günter Lucke, am 15. November 2012 in den Räumen der Commerzial Treuhand in Oldenburg eröffnete Ausstellung fand eine große Resonanz. Gut 180 Kunstinteressierte waren aus dem gesamten Oldenburger Land angereist, um die Ausstellung zu sehen. Werner Berges wurde 1941 in Cloppenburg geboren. Er studierte in den 60er-Jahren in Bremen und Berlin und war bereits Ende des Jahrzehnts der bedeutendste Vertreter einer deutschen PopArt.

Werner Berges war in den 70er-Jahren einer der wichtigsten deutschen Künstler einer neuen Gegenständlichkeit, mit der gegen die Beliebigkeit des Informel protestiert wurde. Seine Modells haben aber nichts von der plakativen Glätte und abziehbildähnlichen Wiederholbarkeit der amerikanischen Pop Art. Seine Modells und Mannequins sind nicht nur schön, sondern auch charaktervoll. Horst Janssens Verdikt gegen Andy Warhol gleich Andi war hohl, hätte auf Werner Berges nicht bezogen werden können. Wenn Werner Berges später abstrakt arbeitete, so sind die visuelle Welt und deren Darstellung immer sein Anliegen und Maßstab gewesen. Es gibt kaum einen Bereich, den Werner Berges mit seiner Kreativität nicht durchdrungen hat. Er hat Druckgrafiken geschaffen. Er ist ein exzellenter Maler – und auch der Bereich der angewandten Kunst hat ihn immer wieder herausgefordert. Sogar die Muster von Teppichen hat er entworfen. In seinem Freiburger Atelier fügt sich das alles zu einem beeindruckenden Gesamtkunstwerk.

Ausstellung bis zum 14. Dezember 2012, Commerzial Treuhand GmbH
Wilhelmshavener Heerstraße 79
26125 Oldenburg
Öffnungszeiten:
Montag bis Donnerstag 9 – 17 Uhr
Telefon: 0441-97020
Fax: 0441-9702 100
E-Mail: ct-oldenburg@ct-gruppe.de

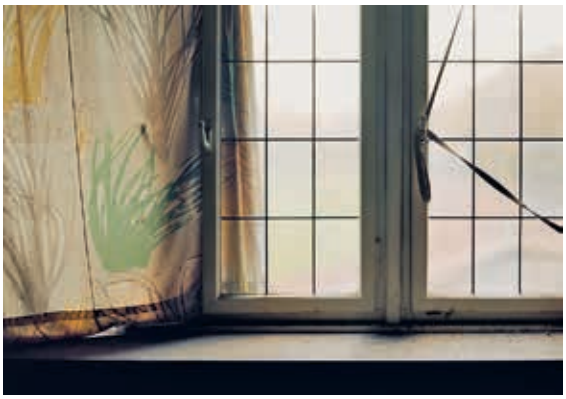
Spuren des Gewesenen

Neue Arbeiten von Laurenz Berges im Oldenburger Kunstverein

Von Doris Dirks

„Delmenhorst“, „Vor Vechta“, „Am Markt“ oder „Hausnummer 78“ – diese Bezeichnungen könnten einem Fremden den Weg durch das Irgendwo im Oldenburger Land weisen. Folgen wir diesen Titeln von Laurenz Berges, so geraten wir in eine fotografische Erzählung über die Zeit. Der Versuch, das Vertraute scheinbar präzise zu verorten und gerade dabei die unvermeidlichen Prozesse der Veränderung vorzufinden, ist gleichzeitig die Quelle eines Künstlers, dessen Fokus auf dem feinen Haarriss zwischen gestern und heute liegt. Ist es hier eine aschgrau verfärbte Gardine, die den Blick aus dem Fenster gespenstisch verhängt, so ist es dort ein Teppich von endlosen Maßen, Meterware, deren Wellen plötzlich an ein düsteres Landschaftspanorama erinnern. Vergilbte Lichtschalter und blinde Fenster – Spuren des Gewesenen.

Mit seiner ersten institutionellen Einzelausstellung war Laurenz Berges zum ersten Mal bereits vor elf Jahren im Oldenburger Kunstverein vertreten. Diese Ausstellung bietet die Gelegenheit, seine Entwicklung zu verfolgen und gleichzeitig eine künstlerische Auseinandersetzung mit der Region zu erleben. Laurenz Berges, Jahrgang 1966, studierte an der Folkwangschule in Essen und an der Akademie in Düsseldorf.



Laurenz Berges, Carnap II, C-Print, 60 x 85 cm, 2009.
Foto: Kunstverein

Laurenz Berges
Oldenburger Kunstverein
23.11.2012 – 20.01.2013
Öffnungszeiten:
Di bis Fr 14 – 17 Uhr, Sa + So 11 – 17 Uhr

Nicht nur der Vater der Mainzelmännchen

Zum Tode von Wolf Gerlach

Wolf Gerlach in der NWZ-Galerie. Foto: Nordwest-Zeitung

Gut'n Naaaamd!" Diese krähende, allabendliche Begrüßung der Mainzelmännchen im ZDF ist vielen noch im Ohr und zaubert ein Schmunzeln ins Gesicht. Die sechs putzigen Gesellen haben viele von uns begleitet und sind fester Bestandteil so mancher Kindheitserinnerungen. Nun ist am 12. November 2012 der Schöpfer der Mainzelmännchen, der sie nicht nur zum Leben erweckte, sondern auch die eigene Stimme lieh, in Bad Zwischenahn verstorben: Wolf Gerlach wurde 84 Jahre alt.

Im pommerschen Stolp 1928 geboren, kam er im Alter von zehn Jahren in ein Internat auf der Insel Langeoog. Nach Notabitur, Kriegseinsatz und Gefangenschaft begann er ein Studium in Heidelberg. Dieses konnte er aber nicht zu Ende bringen, da sein Vater im Krieg gefallen war und für den Halbwaisen die familiären Mittel zur Ausbildung nicht reichten. Bereits in dieser Zeit fiel schon sein großes zeichnerisches Talent auf. 1953 kam er als Bühnenmaler an das Staatstheater in Oldenburg und hat dort im Malersaal von Ernst Rufer wesentliche Anregungen empfangen.

Dies war eine spannenden Zeit in Oldenburg: Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde in Deutschland wieder ein modernes Kunstleben möglich. Das Oldenburgische Staatstheater war bereits in den 20er-Jahren ein Laboratorium der Moderne gewesen, und nach dem Zweiten Weltkrieg kam dem Haus eine entscheidende Bedeutung für die Vermittlung des modernen Theaters im gesamten Nordwesten Deutschlands zu. Wolf Gerlachs Bühnenbilder aus dieser Zeit waren Meilensteine der modernen Bühnengestaltung. 1959 ging er als Bühnengestalter an das Staatstheater Braunschweig, wo er bis 1961 als Ausstattungschef arbeitete.

*Für die Weihnachtsausgabe 2005 der Zeitschrift „Das Land Oldenburg", heute „kultur*land oldenburg*", zeichnete Wolf Gerlach ein Weihnachtsmainzelmännchen.*

Die Kontakte nach Oldenburg blieben aber auch in dieser Zeit bestehen und sie hielten ein Leben lang. Eine sehr enge Freundschaft verband Wolf Gerlach mit dem Oldenburger Maler Adolf Niesmann und dessen Ehefrau Erika.

Seine aus heutiger Sicht erfolgreichste Schöpfung, die Mainzelmännchen, wurden 1963 erstmalig im ZDF gesendet. Wolf Gerlach benannte die selbst erfundenen und gezeichneten Figuren in strenger alphabetischer Reihenfolge Anton, Berti, Conni, Det, Edi und Fritzchen. Insgesamt gingen die Mainzelmännchen über 60.000-mal auf Sendung. Ende der 1980er-Jahre kehrte Wolf Gerlach in das Oldenburger Land an das Zwischenahner Meer zurück. Hier entstanden nun zahlreiche, freie künstlerische Arbeiten, die von der Oldenburgischen Landschaft im Rahmen des CT Kunstforums 2007 und 2009 vorgestellt wurden.

Mit Wolf Gelach verliert das Oldenburger Land einen herausragenden Künstler, einen äußerst sympathischen, humorvollen Menschen und die Oldenburgische Landschaft einen langjährigen Freund, der häufig in der Geschäftsstelle der Oldenburgischen Landschaft vorbeischaute und auf liebenswürdige Weise Anteil nahm, indem er beispielsweise spontan eine Zeichnung für einen erkrankten Mitarbeiter schuf.

Von Gabriele Henneberg

Von einem tiefen Ethos geprägt

Nachruf auf Bibliotheksleiter Dr. Armin Dietzel

Foto: Privat

Am 11. Juli 2012 verstarb nach langer Krankheit Dr. Armin Dietzel in Oldenburg-Eversten. Dr. Dietzel war von 1968 bis zu seiner Pensionierung 1988 Leiter der Landesbibliothek Oldenburg. In seine Amtszeit fielen wichtige Weichenstellungen für die Entwicklung der Landesbibliothek zur heutigen modernen wissenschaftlichen Bibliothek wie die enge Kooperation mit den Oldenburger Hochschulbibliotheken und der Umbau des Kasernengebäudes am Pferdemarkt zur neuen Landesbibliothek. Der am 10. Juni 1926 in Bayreuth geborene evangelische Theologe, der ursprünglich Pastor werden wollte, begann seine bibliothekarische Laufbahn 1958 an der Universitätsbibliothek Erlangen. Dort war er zunächst als Leiter der Handschriften- und Inkunabelsammlung, seit 1966 dann als stellvertretender Direktor und Leiter der Katalogabteilung tätig. Ende der 60er-Jahre übernahm Dr. Dietzel die Landesbibliothek Oldenburg unter schwierigen Bedingungen, die unter anderem durch einen knappen Etat und zunehmende Raumnot im Gebäude des ehemaligen Zeughauses an der Ofener Straße gekennzeichnet waren und die Arbeits- und Benutzungsbedingungen entsprechend beeinträchtigten. Während der Gründungsphase der Universität Oldenburg leitete Dr. Dietzel 1971 bis 1972 kommissarisch auch die Bibliothek der ehemaligen Pädagogischen Hochschule und war als Mitglied des Unterausschusses Bibliotheks- und Informationssystem des Gründungsausschusses der Universität an den Planungen für die Konzeption der neuen Universitätsbibliothek beteiligt. Bis zu seiner Pensionierung gehörte Dr. Dietzel deren Bibliothekskommission an. Nach der politischen Entscheidung 1973, die Landesbibliothek Oldenburg nicht der neuen Universität zuzuschlagen, sondern als selbstständige kulturelle Einrichtung des alten Landes Oldenburg gemäß Artikel 72 der heutigen Niedersächsischen Verfassung zu erhalten, widmete Dr. Dietzel seine ganze Kraft der Weiterentwicklung der Landesbibliothek Oldenburg zu einer leistungsfähigen wissenschaftlichen Regionalbibliothek, die zugleich den Lehr- und Forschungsbetrieb der Universität bei der Literaturversorgung wirksam unterstützen konnte. Die Steigerung der Ausleihzahlen zwischen 1970 und 1984 um 130 Prozent belegen erste Erfolge dieser noch heute bestehenden Kooperation. Ein entscheidender Durchbruch konnte aber nur durch eine Änderung der Raumsituation erreicht werden. Dr. Dietzel plante daher ab 1976 zunächst einen Erweiterungsbau des Zeughauses. Diese Planungen wurden 1981 zugunsten eines Umbaus der ehemaligen Infanteriekaserne II am Pferdemarkt verworfen, der 1984 begonnen wurde. Den Umzug der Mitarbeiter und der 420.000 Bände der Bibliothek im Winter 1987 und den erfolgreichen Neubeginn am Pferdemarkt mit verstärktem Personal und Erwerbungsetat konnte Dr. Dietzel aus gesundheitlichen Gründen nicht mehr selbst leiten.

Im Ruhestand wandte sich Dr. Dietzel wieder verstärkt theologischen Themen zu, unter anderem exegetischen Untersuchungen über das Gebet in der Bibel, das bereits Gegenstand seiner Dissertation gewesen war. Die Verwurzelung im christlichen Glauben und in der evangelisch-freikirchlichen Baptistengemeinde stand für ihn wie für seine große Familie zeitlebens im Zentrum. Auch in allen beruflichen Zusammenhängen zeigte sich Dr. Dietzel stets als eine warmherzige, verständnisvolle und von tiefem Ethos geprägte Persönlichkeit, der es nicht auf vordergründigen und persönlichen Erfolg ankam, sondern auf ein partnerschaftliches Miteinander zum Wohle der gemeinsamen Sache. Seinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern ist besonders seine Gewohnheit in Erinnerung geblieben, jeden Einzelnen morgens mit Handschlag zu begrüßen – eine Geste, die bezeichnend war für seine Zugewandtheit und seinen Respekt allen anderen Menschen gegenüber. Die Landesbibliothek Oldenburg wird Dr. Armin Dietzel stets ein ehrendes Andenken bewahren.

Von Corinna Roeder
Landesbibliothek Oldenburg

Autorität für „regionale“ Zeitgeschichte

Zum Tode des Historikers Prof. Dr. Wolfgang Günther

Foto: Privat

Am 8. Juli 2012 verstarb in Berlin Prof. Dr. Wolfgang Günther – in seinen „aktiven“ Jahren Historiker an der Oldenburger Universität. Er hatte hier zum personellen Gründungsbestand des „Fachs“ Geschichte gehört, und es ist nicht zuletzt ihm, seiner hohen pädagogischen Qualifikation, seiner strengen Auffassung von Wissenschaft und Lehre und seiner Charakterfestigkeit zu verdanken, dass sich dieses „Fach“ – damals sprach man reformbeflissen von der „Funktionseinheit Geschichte“ – in den ideologisch unruhigen Anfangsjahren der Universität als ein Heimplatz wissenschaftlicher Sachlichkeit stabilisieren konnte. Günther wusste die Erforschung und die Vermittlung von Geschichte in einer sachlich überzeugenden Wechselbeziehung miteinander zu verbinden. Und da sich sein Forschungsinteresse vor allem auf die neuere Geschichte Oldenburgs richtete, gelang es ihm zugleich, für den wissenschaftlichen Umgang mit Geschichte an der Universität regionale Aufmerksamkeit und Anerkennung zu finden. Die Oldenburgische Landschaft hatte wahrlich gute Gründe dafür, ihn 1989 mit ihrer Landschaftsmedaille auszuzeichnen.

Sie ehrte damit einen gebürtigen Schlesier, der sich – am 2. März 1927 in Münsterberg geboren – von 1945 an geduldig, zäh, aber doch auch selbstbewusst eine neue heimatliche Sicherheit hatte erarbeiten müssen. Er beendete seine durch Flakhelfer- und Wehrdienst unterbrochene Schulausbildung und schloss nach dem Abitur zunächst eine Maurerlehre ab. Auf dem Bau bewährte er sich auch als gewerkschaftlicher Vertrauensmann. Erst 1952 eröffnete sich ihm die Chance für ein Volksschullehrerstudium an der PH Oldenburg. Es folgten die beiden Lehrerprüfungen, die Zusatzausbildung zum Realschullehrer und 1966 die Rückkehr an die PH als pädagogischer Assistent. 1978 promoviert, 1982 habilitiert, 1986 zum außerplanmäßigen Professor und 1988 zum akademischen Direktor ernannt – diese Daten markieren Ecksteine einer wissenschaftlichen und akademischen Karriere.

Seine von dem Hamburger Historiker Fritz Fischer angeregte, in Oldenburg von Joist Grolle betreute Dissertation über „Die Revolution von 1918/19 in Oldenburg“, erschienen 1979, war sein erster Beitrag zur oldenburgischen Landesgeschichte und zugleich eine inhaltlich gewichtige, in Methode und Urteil ganz und gar reife wissenschaftlich Arbeit. In ihr treten all die Merkmale zutage, die seine Veröffentlichungen zur regionalen Geschichte grundsätzlich auszeichnen: die eindringliche, streng sachliche Untersuchung der Quellen, die genaue, sichere Schilderung und Einordnung der Ereignisse, die präzise Charakterisierung der relevanten Personen, Gruppen, Institutionen, die sorgsam abwägende Bewertung individueller und kollektiver Verhaltensweisen, das umsichtig und einfühlsam differenzierende, aber dann auch, wenn gesichert, klare Urteil des Autors, seine solide Kenntnis der regionalen Bedingtheiten und Möglichkeiten, aber ebenso seine Fähigkeit, das Regionale in seinen Abhängigkeiten von den allgemeineren, den übergreifenden sozialen und politischen Voraussetzungen und Bewegungen zu sehen, die örtlichen Vorgänge also in ihren größeren Zusammenhängen und von ihnen her zu verstehen. Günther wurde zu einer sachlich gestrengen Autorität für die regionale „Zeitgeschichte“ – Weimarer Republik und Nationalsozialismus – in Oldenburg. Um und nach 1990 konzentrierte er seine wissenschaftliche Aktivität darauf, die Geschichte der Stadt Oldenburg im 19. und 20. Jahrhundert zu erforschen und darzustellen.

Naturgemäß brachte ihn seine Arbeit in engere Beziehung zur Oldenburgischen Landschaft. Er trug wesentlich dazu bei, ihr förderndes Interesse für die jüngere und jüngste Landesgeschichte zu stärken und sie nahm, wo es möglich war, seine Anregungen auf, etwa die Idee zu einem umfassenden „Biografischen Handbuch zur Geschichte des Landes Oldenburg“. Auch mit ihm – wie überhaupt mit seinen Veröffentlichungen – hat sich Wolfgang Günther in Oldenburg eine Erinnerung gestiftet, die seinen Tod – so ist zu hoffen – lange überdauern wird. Wir schulden ihm große Dankbarkeit.

Von Prof. Dr. Heinrich Schmidt
Langjähriger Freund und Weggefährte von Günther

Kunstverein Nordenham e. V. blickt auf 40 erfolgreiche Jahre zurück

Eine Initiative des Ehepaares Gisela und Hinrich Bartels

RED. 1970 zog das Ehepaar Gisela und Hinrich Bartels von Braunschweig nach Nordenham. Damals gab es noch keinen Kunstverein in der Stadt an der Unterweser. 1972 entstand dann durch die Initiative der Bartels und acht weiterer Gleichgesinnter der Kunstverein Nordenham, der am 14. September 1972 gegründet wurde. 17 lange Jahre wirkte Hinrich Bartels als 1. Vorsitzender. Zunächst hatte der Verein keine eigene Ausstellungsfläche. Ausstellungen fanden im Rathaus, im Amtsgericht und in den Schulen statt. Zwischenzeitlich kam es zu einer Kooperation mit dem Nordenhamer Museum. Das Museum bot dem Kunstverein bis 2002 zwei Räume, aber auch diese Kooperation fand durch die Erweiterung des Museums Nordenham und eine stärkere regional-historische Ausrichtung ein Ende. Ab 2002 residierte der Kunstverein hauptsächlich im Alten Rathaus. Seit diesem Herbst können Ausstellungen dauerhaft im Glasanbau stattfinden. 1989 folgte auf Hinrichs Bartels als Vereinsvorsitzende Dagmar Leffers. Ihre Amtszeit dauerte bis zum Jahr 2003. Dagmar Leffers hat mit sehr viel Gespür und zahlreichen Kontakten den Nordenhamer Kunstverein zu einer festen und geachteten Einrichtung im Kunst- und Kulturleben des Oldenburger Landes gemacht.

Initiator und Gründer des Kunstvereins Hinrich Bartels bei seinem Vortrag anlässlich des 40- jährigen Bestehens des Kunstvereins Nordenham. Foto: Kunstverein Nordenham

Ein besonderer Meilenstein war die durch das Vorstandsmitglied Peter Klan miterarbeitete Publikation „Künstler sehen Nordenham“. Zu diesem Thema wurden im Jahre 2008 zwei Ausstellungen gezeigt, die durch eine Ausstellung zum gleichen Thema von Kinderarbeiten glücklich ergänzt wurde. 2011 erschien ein Buch über die beiden künstlichen Festungsinseln „Langlütjen“, das im Auftrage des Kunstvereins von Peter Klan herausgegeben wurde. Auch Künstlerarbeiten zum Thema „Langlütjen“ wurden in diesen Band aufgenommen. Begleitet wurde die Publikation durch eine Ausstellung im Kulturzentrum Seefeld. Das Ausstellungs- und Publikationsprogramm des Nordenhamer Kunstvereins wird durch Exkursionen erweitert. Die von Ute Krüger organisierten Reisen und Fahrten finden großen Anklang. Marlene Gerdes, seit 2010 1. Vorsitzende des Vereins, blickt gemeinsam mit den Mitgliedern und Vorstandskollegen nicht ohne Stolz zurück auf 40 erfolgreiche Jahre. Sie wünscht sich einen lebendigen Verein für die kommenden Jahre. Für ihr kulturelles Engagement und für ihre künstlerische Leistung für das Oldenburger Land erhielten Gisela und Hinrich Bartels im Dezember 2009 die Ehrennadel der Oldenburgischen Landschaft, deren Vorstand damit das kulturelle Schaffen, nicht nur des Ehepaares Bartels, sondern aller Mitstreiter des Kunstvereins Nordenham würdigte.

Zur 40-jährigen Feier der Gründung des Kunstvereins erschien im September 2012 die lesenswerte Festschrift „Kultureller Aufbruch der jungen Stadt Nordenham. 40 Jahre Kunstverein e. V. 1972 bis 2012“. Die Jubiläumsschrift ist nur über den Kunstverein erhältlich. Telefon: Marlene Gerdes, 04731-88863 oder per E-Mail: marlene.gerdes@t-online.de.

Der Männergesangverein unter der Leitung von Paul Jürgensen

Auch nach 150 Jahren immer noch gut bei Stimme

Jubiläum – der Männergesangverein Eintracht Waddewarden wurde 1862 gegründet

Von Henning Karasch (Text und Fotos)

„Nimm deine schönsten Melodien aus tiefster Brust hervor“, dieser Wahlspruch ist auf der Vereinsfahne des Männergesangvereins Eintracht Waddewarden zu lesen. Die Fahne ist eines der Zeugnisse der 150-jährigen Geschichte des Männergesangvereins, dem heute 40 Mitglieder, davon 13 Aktive, angehören.

Aus dem Gründungsjahr ist außerdem eine Eichenholztafel mit dem Vereinsnamen „Gesang-Verein zu Waddewarden“ auf der Frontseite erhalten, deren Rückseite die Namen der 24 Gründungsmitglieder und ihres Chorleiters, des Lehrers G. Büsing, trägt.

A.H. Rieken wählten die 60 Mitglieder zum Vorsitzenden, Joh. Albers zum Kassenführer, und als Chorleiter konnte, gegen 60 Mark Vergütung jährlich, der Jeveraner Lehrer Thoele verpflichtet werden. Weil viele der Sänger in der Landwirtschaft tätig waren, wurde nur von Mitte Oktober bis Mitte März geprobt. Vorsitzender Rieken blieb bis 1909 im Amt. Die Chorleiterschaft war hingegen einem stetigen Wechsel unterworfen.

Der erste belegte Auftritt nach Neugründung 1892 fand zum Flegelbeerfest am 4. März 1893 in Oldorf statt. Das Flegelbeer wurde ursprünglich gefeiert, wenn die Arbeit mit dem Dreschflegel beendet war. Chorgesang war zum Ende des 19. Jahrhunderts eine der liebsten Freizeitbeschäftigungen der Waddewarder.

Während des Ersten Weltkriegs kam der Chorgesang in Waddewarden zum Erliegen. Auf gelegentlichen Versammlungen wurden den Sängern an der Front Päckchen zu vier Mark gesandt. Ab 1919 nahm der MGV Eintracht wieder Fahrt auf.

Ab Oktober 1927 konnte der MGV durch seinen Beitritt zum ‚Oldenburgischen Sängerbund‘ auch an Landessängerfesten teilnehmen.

Links oben: Manfred Folkers (links) und Gerhard Kattner blättern in der Dorfchronik.

Links unten: Zum 50. Vereinsjubiläum weihte Pastor Ricklefs eine neue Vereinsfahne mit der Inschrift „In Worten wahr, in Tönen klar“.

Oben: Eichenholztafel mit den Namen der Mitglieder, des Dirigenten und des Liedervaters.

Sängerwettstreite wurden allerdings 1936 von der Reichsmusikkammer untersagt und Sängerfeste durch ein Wertungssingen ergänzt. Die Mitglieder des MGV schienen sich politisch eindeutig entschieden zu haben, als sie in einer Zusammenkunft am 21. November 1936 beschlossen, keine Kirchenauftritte mehr zu absolvieren. Sängerfeste wurden fortan von Wehrmachts- oder Reichsarbeitsdienstkapellen begleitet. Am Männergesangverein war es auch, am 18. März 1939 das letzte Flegelbeerfest vor dem Zweiten Weltkrieg auszurichten. In Hilljes Saal kamen die Sänger des MGV mit den Chören aus Carolinensiel, Hohenkirchen und Tettens zusammen.

Nach den Schrecken des Zweiten Weltkrieges kamen die MGV-Sänger am 28. Dezember 1948 bei Willms erstmals wieder zusammen. Die Zahl der Sänger wuchs schnell auf 65 Personen an. Der Frauenchor war es, auf dessen Veranlassung der MGV am 12. März 1949 das erste Nachkriegs-Flegelbeerfest ausrichtete.

Leider ging nach 1950 die Sangesbegeisterung zurück. Ab August 1959 stand der St. Jooster Hauptlehrer Friedrich Lang für 15 Jahre am Dirigentenpult. Unter seiner Ägide beging der MGV am 26. Januar 1962 den 100. Geburtstag. Für dieses Jubiläum erhielt der Chor die Zelter-Plakette der Bundesregierung verliehen.

Theodor Gerdes, seit 1963 Vorsitzender auf Lebenszeit, folgte im Januar 1969 der gebürtige Ostpreuße Siegfried Gansohr. Für 25 Jahre sollte er den Chor leiten.

1975 mussten die Sänger sowohl von Gerdes als auch von Friedrich Lang Abschied nehmen. Eine Zäsur bedeutete die Übernahme des Dirigats durch Heike Karmann Anfang 1977. Sie führte moderne Chorsätze aus ganz Europa ein. Kämpferisch zeigten sich die Sänger zur Kreisreform 1977. Vor 200 Zuhörern gaben sie ein Protestlied zum Besten.

Junge Stimmen traten nun dem MGV bei. Ihre Auftritte lockten auch Touristen ins Dorf. Mit dem Waddewarder Boßelverein wurde im Juni 1985 erstmals ein Dorffest ausgerichtet, wie man es bis 2006 beibehielt. Die Gründung des Frauenchores im Oktober 1995 ermöglichte es den 18 Sängern des MGV, nun auch gemischt aufzutreten. Ab 1998 gab es Frühlingskonzerte, 2000 das erste Sommerkonzert und 2001 ein Herbstkonzert.

Nach über 100 Jahren wurden 2002 die Proben von Männer- und Frauenchor zusammengelegt. Gerhard Kattner übernahm den Vorsitz 2007. Für Manfred Folkers und Gerhard Kattner hat der Chor einen sozialen Charakter, in dem das Ganze statt einzelner Stimmen wichtig sei. Nach wie vor freuen sich die „lustigen Jungs“ auf ihre Probenabende, die stets als „gemütliche halbe Stunde“ mit einem Sangestropfen ausklingen. Das 150-jährige Jubiläum wurde mit einem großen Konzert begangen.

Ein Kleinod aus Granitquadern

Die St. Martinskirche in Tettens

Von Günter Alvensleben

Im nördlichen Oldenburger Land, im Friesischen, kam die Christianisierung bis zum 11. Jahrhundert nur recht mühsam voran, weil sich die Friesen und die benachbarten Ostfriesen zunächst nicht zu dem anderen Glauben bekennen wollten. Erst als zu Anfang des 12. Jahrhunderts der Bischof von Bremen die Kultstätten der Friesen zerstören ließ und den Bau von Kirchen anordnete, setzte sich das Christentum durch. Die Bauplätze der Kirchen befanden sich zumeist auf künstlich aufgeschichteten, heute noch eindeutig auszumachenden Anhöhen, sogenannte Warfen, die mit sechs bis acht Metern Höhe über dem Meeresspiegel vor der Flut Schutz boten und teilweise bereits in heidnischer Zeit als Kultstätten angelegt worden waren.

Oben: Die Südseite der St. Martinskirche (1143) mit der normannischen rundbogigen „Südertür" und dem mit drei Glocken ausgestatteten Glockenturm (um 1500).

Linke Seite: Zur bedeutenden Innenausstattung der St. Martinskirche Tettens gehören unter anderem die im Barockstil bemalte Holzdecke (1717) und die Barockorgel (1744) mit dem erneuerten Pfeifwerk. Fotos: Ev.-luth. Pfarramt Tettens, Middoge, Oldorf, Fritz Weber

Handelte es sich anfangs – wie Nachforschungen belegen – um sakrale Holzbauten, so war man bald bemüht, die Kirchen aus festen, unverwüstlichen Baumaterialien zu errichten. Dabei wollte man offensichtlich besonders gründlich sein und sichergehen. Es entstanden vor allem in Friesland, im Jeverland, selbst in kleinsten, mit nur von wenigen Familien bewohnten Orten oft Kirchen, die nach heutigen baulichen Maßstäben eigentlich für ganze Jahrtausende reichen würden, denn man verwendete als Baumaterial soweit wie möglich die im Geestrücken vorhandenen Findlinge, die steinernen Überbleibsel der zweiten Eiszeit. Unvorstellbare ideelle, körperliche und handwerkliche Kraftanstrengungen waren seinerzeit notwendig, um die Findlinge zu handlichen Granitquadern zu hauen und zu formen. Dabei hat der Glaube in der Tat „Berge versetzt".

Der Baubeginn der St. Martinskirche, eine Granitquaderkirche in Tettens, heute ein Ortsteil der Gemeinde Wangerland, geht auf das Jahr 1143 zurück. Es ist erwiesen, dass an diesem Standort, einer 7,50 Meter hohen Warf, vorher schon zwei hölzerne Kirchenbauten gestanden haben müssen. Für die Errichtung der Kirchenmauern wurden Granitquader der Größe ein mal 2,10 Meter und 1,18 mal 1,80 Meter gehauen. Gleichzeitig hat man statische Gegebenheiten bei der Gründung der Mauern, bei der Schichtung der Granitquader und bei der Verblendung der Innenwände gekonnt gemeistert. Schon 1210 gab der Bischof von Bremen den Bau, die „Kirche Tettense von Wange" frei; die eigentliche Weihe erfolgte allerdings 100 Jahre später.

Der viereckige charakteristische Glockenturm kam erst um 1500 dazu. Ein Kuriosum: Die schönste der drei Glocken, die Magdalenenglocke, raubten die Tettenser 1541 bei der Teilnahme an einem Rachefeldzug von Maria von Jever durch das Harlinger Land im Ort Berdum, nachdem sie selbst ein Jahr zuvor überfallen und Teile der Kircheninnenausstattung verwüstet und geplündert worden waren. Als Dank für die Unterstützung stiftete Maria von Jever den Tettensern eine Kirchenorgel. Die 44 Meter lange und 14 Meter breite St. Martinskirche, der „Friesendom", zählt heute zu den gewaltigsten und ursprünglichsten romanischen sakralen Granitquaderbauten in Nordeuropa.

Bemerkenswert ist die Tatsache, dass die Findlinge des hohen Bedarfes wegen – etliche andere Kirchen im Jeverland nutzten dieses bald knapp werdende Baumaterial ebenfalls – zusätzlich per Schiff aus Skandinavien herantransportiert werden mussten. Für Tettens war das damals kein Problem: Der Ort besaß seinerzeit einen Hafen. Dass maritimer Handel mit Findlingen betrieben wurde, beweist auch ein 1862 vor der Insel Langeoog freigespültes Schiffswrack mit einer Granitladung sowie die Existenz von Granitquaderkirchen auf der dänischen Insel Jütland.

Die St. Martinskirche in Tettens verfügt auch über eine bemerkenswerte Innenausstattung. Die hölzerne Decke des Kirchenraumes wurde 1717 restauriert und erhielt eine für die Region einzigartige Bemalung im Barockstil. Sehenswert ist vor allem der wahrscheinlich zwischen 1459 und 1500 in Antwerpen entstandene spätgotische, mit verschiedenen farbigen biblischen Szenen versehene Flügelaltar, der im Laufe der Jahrhunderte einige Veränderungen erfuhr und mit barocken Segmenten (Aufsatz mit Rankwerk und Raumausmalung) ergänzt wurde. Ganz in der Nähe des Altars steht ein acht Meter hohes Sakramentshäuschen aus Baumberger Sandstein (Münsterland), aufgebaut in den Jahren 1523/1525. Die Kanzel stammt aus dem Jahre 1564 und gehört zu den schönsten ihrer Art in Friesland. Die im Jahre 1764 installierte Barockorgel hat jedoch zwischen 1964 und 2001 ein neues Pfeifwerk erhalten.

Grode Utteken för een groden Mann

Marron Curtis Fort hett dat Verdenstkrüüz an'n Band kregen

Bi de Verlehen van dat Verdenstkrüüz in de Universität Ollnborg hebbt de „Seelter Sjungere" saterfreeske Leeder för Prof. Dr. Marron C. Fort sungen. Fotos: Stefan Meyer

De Ministersche för Wetenschap un Kultur Frau Prof Dr. Johanna Wanka stickt Prof. Dr. Marron C. Fort dat Verdenstkrüüz an de Bost.

SM. Dat Verdenstkrüüz an'n Band van't Land Neddersassen hett an'n 24. Septembermaand in'd Bibliothekssaal van de Universität Ollnborg de Prefessor ut de Spraakwetenschop Dr. Marron Fort kregen. In een Fierstünn is em as verleden Baas van de Arbeitsstäe „Nedderdüütsch un Saterfresk" bi de Universität Ollnborg van de Ministersche för Wetenschop un Kultur, Frau Prof. Dr. Johanna Wanka, de Orden an de Bost heft wurrn.

Dr. Marron Curtis Fort is 1938 in Boston/Massachusetts up de Welt kamen un keem Anfang van de 1960er Johr dör een Uttuschprogramm as Student na Düütschland. In Friborg hett he sien Promotion över dat Plattdüütsch in Vechte schreben, de he 1965 in Philadelphia afslaten hett. Dör twee Gastprofessuren is Marron Fort 1976 un 1982 an de Universität Ollnborg kamen un al bi sien eerst Besöök is een Lexikonprojekt över dat Saterfreesk in'n Gang kamen. Ganz na Düütschland is he 1986 kamen un is akademischer Oberrat in't Bibliotheks- un Informationsystem an de Uni Ollnborg wurrn. De düütsche Staatsbörgerschop hett he 1988 annahmen un is teihn Johr later dör dat Indignat van de Oostfreeske Landschop „eingebürgerter Ostfriese" wurrn. Butendem is he ok Maat bi de Fryske Akademy van de Provinz Freesland.

Marron Fort hett in de Johrteihnte, wo he sick mit de Spraken uteenannersett hett, dör sien Forschungen un de grootartigen Dokumentationen, Vördrägen un Bökers düütlich maakt, wo spannend dat is, sick mit de Regional- un Minnerheitenspraken to befaten un wat för een kulturell Riekdom wi in Neddersassen hebbt. Dordör is em besünners to danken, dat he de Spraak us weer in'n Sinn brocht hett. Man nicht blots för Platt un Saterfreesk, ok för Hochdüütsch hett he sick insett, wenn he sick tegen een „Verdenglischung" van de hochdüütschen Spraak lang maakt hett un dor up henwiest hett, dat mit de Verlust van Spraak ok een Kultur- un Identitätsverlust tosamenhangen deit. Dat is Marron Fort jümmers besünners wichtig ween, de verscheden Spraken över de he forscht, ok to snacken/baale/proten/küren, so dat he een Bült europäiske Spraken, freeske Dialekten un Plattdüütsch in verscheden Dialekten kann.

Al 1991 is Marron Fort van de Ollnborger Landschop mit de Landschopsmedaille uttekennt wurrn, 2004 is he Ehrnbörger van de Gemeen Saterland wurrn. Mit dat Verdenstkrüüz an'n Band van't Nedersassche Verdenstorden sind sien Verdensten mit een besünnert lannespolitische Gewicht würdigt wurrn.

PLATT's da: PLATTart – Festival för neie nedderdüütsche Kultur

SM. Rock un Swing up Platt, plattdüütsche Danzprojekten, neie plattdüütsche Theaterstücken un een Gottesdeenst up Platt. De verscheden Gesichter van de plattdüütsche Spraak un Saken, de man up Platt so nicht verwachten würr, wiest us dat Festival för neie nedderdüütsche Kultur PLATTart. Van'n 1. bit 10. Februormaand 2013 treckt al to't veerte Mal disse besünner Veranstalten van de Ollnborger Landschop tosamen mit dat Ollnborger Staatstheater dör't Ollnborger Land. Pläseer un Speel staht dorbi baven an, wenn dat mit een groden Gala in't Staatstheater losgeiht. Man ok deepdünkern un dat Wark mit verscheden Generationen is een heel wichtiget Gesicht van PLATTart.

Kinner un Junglüe för de Regionalspraak to interesseren un wies to maken, woveel Pläseer dat Speel mit de Spraak maakt, steiht bi PLATTart baven an. Man PLATTart hett sick ok noch mehr vörnahmen: Mit dat Langloopläsen schall van Anfang bit to Enn över all Dagen un all Nachten plattdüütsch vörleest weern. Un wenn't al good geiht, ward PLATTart un Plattdüütsch international un in dat „Guiness-Buch der Rekorde" mit upnahmen. Dat hett noch nümms mit Platt versöcht.

Dat Programm is ok in't Internet to bekieken ünner: www.plattart.de

Neie Fackberatersche för Plattdüütsch un Saterfresk

Van Stefan Meyer

Van links: Ernst August Bode (Vizepräsident van de Ollnborger Landschup), Cay-Hendryk Meyer (Fackkoordinator bi de Scholen), Rita Kropp (vörige Fackberatersche Plattdüütsch), Andrea Cordes (Fackberatersche Plattdüütsch), Thomas Kossendey (Präsident van de Ollnborger Landschup), Ingeborg Remmers (Fackberatersche Saterfresk). Foto: Dr. Jörgen Welp

De Fackberatung in de Regional- un Minnerheitenspraken is een heel wichtiget Wark, üm de Spraak ok qualifizeert an de Kinner in de Scholen wietertogeven. De Lannesschoolbehörde in Lümborg hett de Schoolmeestersches Andrea Cordes un Ingeborg Remmers to'n 1. Augustmaand mit je fiev Wekenstünnen as Fackberaterinnen för de Region in'n Ünnerricht afordnet.

Bi een Pressegespreek an'n 1. Novembermaand in de Ollnborger Landschup sind de beiden Fackberaterinnen vörstellt wurrn un hebbt een Inblick in ehr Wark geven. Frau Cordes van de Grundschool Kirchhatten hett as Fackberatersche för Nedderdüütsch de Nafolg van Rita Kropp övernahmen un sick vörnahmen, passend Ünnerrichtsmaterial mit de Hölp van de neien Medien ruttobringen. Ingeborg Remmers van de „Litje Skoule Schäddel" is as Fackberatersche för Saterfresk töstännig un maakt al Immersionsünnerricht up Saterfresk in'n Rahmen van dat Projekt „Das Saterland als Modellregion für frühe Mehrsprachigkeit", wo ok Erzieherinnen un Schoolmester in Saterfresk örtbildet ward. Wecket Netwark un wovele Kuntakten egentlik achter de Fackberatung mit al de Projekten steiht, hett Ingeborg Remmers an een Organigramm düütlich maakt.

Velen Dank gebörte ok an Rita Kropp, de nu offiziell van de Ollnborger Landschup un de Lanneschoolbehörde verafscheedt wurrn is. Se hett al siet vele Johrn de Fackberatung Plattdüütsch maakt un mit ehr Wark in verscheden Rebetten een düchtiget Nettwark knütt. Herr Thomas Kossendey as Präsident van de Ollnorger Landschup hett ok noch up de Besünnerheit van't Ollnborger Land as „Dreisprakenland" henwiest. Een kulturell Riekdom in us Rebett, de bewohrt werrn mööt un wo de Fackberatung een groden Deel to bidrägt.

Langlopläsen – een Rekord för't Guinnessbauk?

243 Stünnen lüstern, kieken, vörläsen in eene Tour.

Van Jutta Engbers

Över 340 Lüe läst neie Prosa vör – direktemang of in't Nett tau bekieken of in't Kiekkasten of taun Lustern in't Radio. Van Dieter-Fritz Arning, Weihbischkup Timmerevers, Bischkup Janßen bit Speelers van't Theaoter maokt Lüe ut heele Ollenborger Land mit. Teihn Daoge teihn Saoken mehr as 100 Texten van Schrievers ut us Kuntrei ut de lesten 40 Jaohre – soveel Platt is noch nienich läsen worrn. Luster, kiek tau of maok mit – schlumpt et, weert et een Rekord för't Guinness Bauk.

Up een „Thron" in't Theaotercafé läst – vellichte uk Se –Texten tau an

2. 2. Flügge weern
3. 2. Leevde
4. 2. Wassen
5. 2. Kerlse
6. 2. Fraulüe
7. 2. Intaumeutekaomen
8. 2. Fastleggen
9. 2. Krimi
10. 2. Afschied.

Wi freit us up Jau.

Kontakt un Info:
Anwaltskanzlei.Engbers@gmx.de

De Kuppel van de Hagia Sophia. Foto: Heinrich Siefer

Istanbul – eis ten polin

een Stadt
nich so as so väl annere
een Stadt, drei Naomen
Byzanz
Konstantinopel
Istanbul

een Stäe
wor een'n nich weit
worhen dat Oog'
toeierste kiecken schöll
dat gollen Hörn
de Bosporus
de Galatatorn
un överall
reckt sik pielhoch
den Heven to
de Minarett'
van groot Moscheen
van wor
all morgens heller frauh
de Muezim mit Gott
den neien Dag
mit singen' Ton
begröten deit

een Stadt
wor du finnst Sporn
van Tied un Ewigkeit
büst du inmidden van dat groote Rund
van de Hagia Sophia

een Stadt
kannst di
dor gor nich 'naug an seihn
in't Dröömen kummst,
geihst du
dör de eiersten grooten Döör
van Sultan Mehmed sien Topkapi Serail
een Stücksken Paradies vör Oogen di
un Trä' för Träe
liek unner diene Fööt

een Stadt
as een Imperium
de seihn heff
Kaiser, Käönig, Sultans dann
de aal ehr eegen Spoorn dor lä'n

een Stadt
de reckt sik
van Europa bit nah Asien hen
een Stadt,
kiek sülvest di de an
Istanbul
eis ten polin

Heinrich Siefer

Van'n 20. bit 24. Maimaand 2013 geiht dat in de besünner Stadt up twee Kontinenten an de Bosporus. Mellt Se sick bi us, wenn Se bi de Reis mitmaken wullt un disse wunnerbare Stadt kennenlernen wullt. Up Siet 65 gifft dat mehr to weten över de Fahrt.

Wiehnachten 2012

Schnei
is sachte daolkaomen
blinkstert un tinkelt
dat Lecht
van de Hilligen Nacht
van Bethlehem
spägelt sik
maoket dat Düüstere hell
bliv uk dann
wenn de Schnei
weer
Waoter worn is
un dat Johr 2013
naoh Christ Geburt
Stunne üm Stunne öller weerd

Heinrich Siefer

Eingang zur Kapelle im Kardinal von Galen Haus, Katholische Akademie Stapelfeld. Foto: Willi Rolfes

De Döörn to'n Heven

De Döörn to'n Heven
is noch nich heilmaols open.
Man dat Lecht schinnt all up,
straohlt dör de Schieven –
een Schien van dat Lecht,
kummt up us to:

Wiehnachten

De Döörn ton Heven
is noch nich heilmaols open.
Man se is as ein Spägel
för dat Lecht,
wat binnen in us waohnt.

Heinrich Siefer

Dat Beld, wat hier affdrucket is, is neumet „Durch den Dornenwald" un et is van de Künstlerin Christina Simon ut Weißenfels. Et hang in een Utstellung ut een Riege van Biller to dat Leven van de Hilligen Elisabeth van Thüringen in't Schlott Neuenburg in Thüringen. Elisabeth geiht dör de Welt. Dor, wor se mit ehr Hannen de Welt anröget, blaiht Rausen up. Dat passt to de Wiehnachtstied. Wi sülvest könnt uk dat een of anner Rausenwunner in use Welt togange bringen – nich bloß to Wiehnachten.

Een Rausenwunner

Gedanken to dat Beld „Dör 't Holt vull van Dorn" (Christina Simon, Weißenfels)

Van Heinrich Siefer

De Rausen is een besünner Bloomen. Se steiht för de Levde, för dat Paradeis. Se is de Königin unner all de mojen Bloomen. In väle Leider wedd se besungen. In Märken un Legenden spält se faoken een Hauptrulle. In de Advents- un Wiehnachtstied kummp de Rausen in't Leid „Maria durch den Dornwald ging" vör. Dat Leid ut dat 16. Johrhunnert vertellt van een Rausenwunner. As Maria sik dör't Holt, wat vull van schluter Dorn is, up 'n Weg naoh ehre Tante Elisabeth maoken deit, do drievet de Dorn Rausen vör 'n Dag. Wor dat Kind van Bethlehem de Welt anrögen deit, dor verwannelt sik de Welt. Dorvan wedd uk vertellt in dat olle Wiehnachtsleid „Es ist ein Ros' entsprungen". Uk dor kummp, un dat in'n kollen Winterdag in düüster Nacht, een Rausen ton Blaihen. Wi kennt uk anner „Rausenwunner". Van de Hilligen Elisabeth wedd seggt, dat se de armen un schmachtigen Lüüe, de buten för de Müürn van de Wartburg liggen döen, Dag för Dag Brot ton Äten bringen dö. Ehre Verwandten, vör allen ehr Unkel seehg dat ampaat nich gern. De wörn aale bange, dat se so dat Geld ut'n Huuse drägen dö, wenn se sik so väle üm de armen Lüüe sörgde. Se wullen ehr an. As se dann maol weer Brot an de armen Lüüe verdeilen wull, do hebbt se ehr bi't Tor van de Borg uphollen. Se schull dat Dauk van ehren Korv runnernehmen un wiesen, wat se dor inne har. Rausen, anterde se. Un so was dat uk. De Korv was vull mit de mojsten Rausen. Een Wunner. Wor Gott dör Mensken to de Welt kaomen deit, wor Mensken sik up Gott inlaoten daut, passeert Wunner. De Dichter Angelus Silesius heff dat maol so seggt: „Wör Jesus uk duusendmaol in Bethlehem geborn worn, man nich in di, so bleev antlessde de Welt doch up äwig Tieden verloren." Wor Gott to de Welt kummp, dor „blaiht" us wat – dat Leven in sien mojsten Klöören.

Die oldenburgischen Bischöfe zu Weihnachten:

Foto: BMO

Gott ist ein Anfänger

Vieles scheint zu Ende zu gehen. Mitunter ist gar Endzeitstimmung angesagt, auch in diesen Tagen. Wir müssen nur nach Syrien schauen oder auf die zahlreichen anderen tödlichen Auseinandersetzungen und Krisen auf dieser Welt. Wir können aber auch auf unsere Kirche blicken und so manchen Gläubigen, der an ihr zweifelt und um Zukunft ringt. Wir können in einzelne Familien schauen mit ihrer persönlichen Endzeitstimmung, mit ihren Gefühlen von ‚alles zu spät'. Tod und Trennung, Verlust von Arbeit und Ansehen, gescheiterte Partnerschaften, Gefühle von Sinnlosigkeit und Enttäuschung machen sich breit, gerade auch in der bevorstehenden Weihnachtszeit und am Ende des Jahres.

Alles geht einmal zu Ende, heißt es. Aber ist das die ganze Wahrheit? Noch mal von vorn anfangen können, viele Menschen tragen diesen Wunsch in sich. Oft fehlt jedoch der Mut dazu. Kinder können es gelegentlich unbedarft und manchmal auch verletzend auf den Punkt bringen, vielleicht, wenn beim Fußball jemand ein Eigentor schießt: „So ein Anfänger." Wir wollen keine Anfänger sein. Anfänger, das sind irgendwie Versager oder Verlierer, Menschen, die es nicht packen.

Da ist es schon fast eine Zumutung, dass die Bibel Gott als Anfänger beschreibt. Ja, er sagt sogar von sich selbst: „Ich bin der Anfang" (Jes 44,6/Off 22,13). Es ist also keine Schande, ein Anfänger zu sein, sondern eine Auszeichnung! Gott macht es uns vor und fängt an, mit der Welt und mit den Menschen. Ohne seinen anfangenden Schöpferwillen existierte statt Himmel und Erde nur ein Tohuwabohu, also kurzum nur ein wüstes und leeres Nichts. Und der Gott der Anfänge liebt Anfänger. Er freut sich über Menschen, die anfangen, seine Liebe anzunehmen und anfangen, Neues zu wagen.

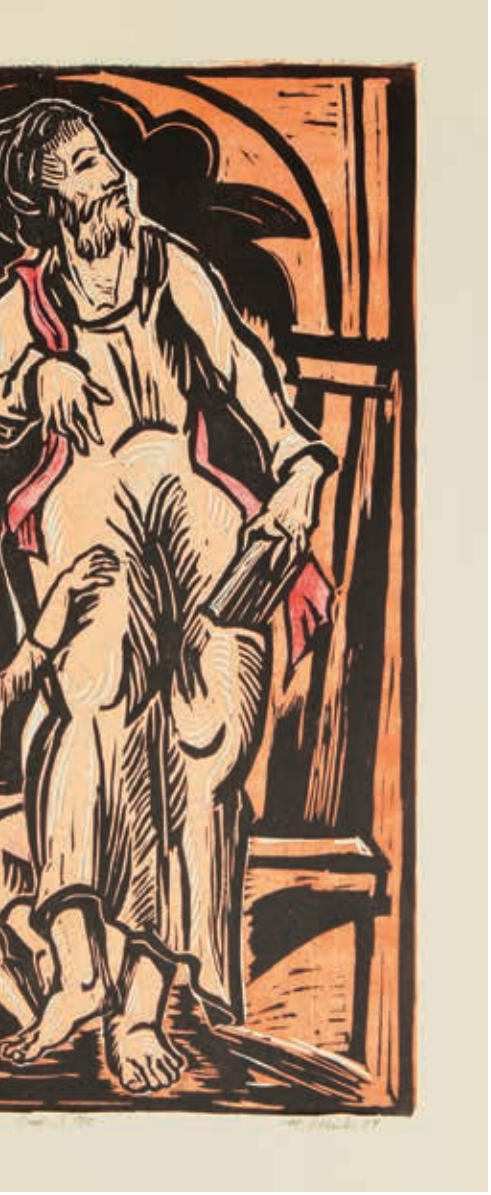
Und wenn solche Anfänge scheitern? Für Gott nichts Unbekanntes! Er schafft den Menschen, und der isst vom verbotenen Baum. Er führt das Volk Israel aus der Sklaverei Ägyptens, und es murrt und beschwert sich in der Wüste. Er erwählt David zum König, und dieser sorgt dafür, dass der Mann seiner Geliebten zu Tode kommt. Die Beispiele lassen sich beliebig fortsetzen, wohl bis heute. Dank sei Gott, dass er sich nicht zu schade ist, immer wieder mit uns noch einmal von vorn anzufangen. Als Anfänger sucht er gerade den jeweils dunkelsten Punkt, um dort einen Neuanfang zu schenken: Die Mitte der Nacht ist der Anfang des Tages.

In der Mitte einer solchen Nacht schenkt Gott einen fundamentalen Neuanfang in der Geburt Jesu Christi. Mit ihm ist die Trennung zwischen Schöpfer und Geschöpf vom Anfänger überwunden worden. Dieser Neuanfang ist ganz und gar geschenkt. Jesus Christus ist der Neuanfang, auch und gerade da, wo wir meinen, am Ende zu sein. Mit Jesus Christus beginnt eine Geschichte, die Anfang heißt. Eine Geschichte, die aus der Unfreiheit in die Freiheit, aus der Verzweiflung in die Hoffnung, aus dem Tod ins Leben führt. Näher als unser Herzschlag will er uns sein, uns mitten in Bedrängnis, Angst und Not spüren lassen, dass Gott mit uns neu anfangen will. Wo wir dieses Geschenk annehmen können, wird Gott in uns geboren. Wird Weihnachten.

+ Heinrich Timmerevers

Heinrich Timmerevers
Weihbischof und Offizial des Bischöflichen Münsterschen Offizialats Vechta

Heinz Schüler, Der Evangelist Matthäus nach Ludwig Münstermann, Farbholzschnitt 2007



Auf Heu und auf Stroh – Gott hat ein Herz für die Wirklichkeit der Welt

Und das habt zum Zeichen: ihr werdet finden das Kind in Windeln gewickelt und in einer Krippe liegen (Lukas 2,12)! Tatsächlich: das Weihnachtsevangelium kommt ohne Heu und Stroh aus, von dem unsere alten Lieder dann umso mehr singen! *Da liegt es, das Kindlein, auf Heu und auf Stroh, Maria und Joseph betrachten es froh* (Ev. Gesangbuch 43,3).

Betrachten Sie eine Futterkrippe mal von nahem. Sauber ist die selten und warm schon gar nicht. Auch das ist ein gutes *Zeichen*: Menschen haben Weihnachten weitergedacht und der nackten Krippe eine Unterlage hinzugedichtet. Das Kind soll wenigstens gut gebettet sein!

Zu Weihnachten bekommt so selbst ein dürrer Strohhalm goldenen Glanz! Wie unscheinbar er auch wirken mag. Wie leicht geknickt, wie zerfasert, wie schnell weggeworfen, wie bald schon aus dem Stall auf den Mist gefegt. Im Stroh sehen wir, wo unsere Hoffnung liegt. Hier treffen sich menschliche Sehnsucht und biblische Wahrheit.

Sind Sie noch barfuß über Stoppelfelder gelaufen oder haben im Stroh geschlafen? Wann hatten Sie zuletzt etwas Stroh in der Hand? Es zeigt der Welt eine großartige Nachricht: Gott sieht das Niedrige an. Gott würdigt die kleine Geste, den großen Moment, in dem eine erschöpfte Mutter gerade behutsam ihr neugeborenes Kind bettet. Für beides ist das Stroh ein gutes Zeichen: Gott hat ein Herz für die Wirklichkeit der Welt. Und Menschen denken Weihnachten weiter. Es war nicht mal *Raum in der Herberge* – dann soll doch das Stroh für etwas Wärme sorgen!

Wo lernen wir neu, das schlichte Leben zu pflegen? Wann fangen wir an, den Armen einfach zu geben? Denn aus Stroh in unserer Hand kann Gold werden. Und zwar ohne es wie im Märchen zu spinnen. Es beginnt mit dem Blick für den Alltag: Nehmen wir den Duft von Stroh wahr oder die Spuren lebendigen Tobens im Haar der Kinder! Achten wir jedes dieser Lebenszeichen als kostbar gegen alle oberflächliche Großspurigkeit! Es sind Geschenke in einer zerrissenen und zerstörerischen Welt.

Der einfache Strohhalm wird in der Hand zum wertvollen Zeichen des Reiches Gottes, sagt Jesus später: *Es ist so, wie wenn ein Mensch Samen aufs Land wirft und schläft und aufsteht, Nacht und Tag; der Same geht auf und wächst – er weiß nicht wie. Denn von selbst bringt die Erde Frucht, zuerst den Halm, dann die Ähre, dann den vollen Weizen in der Ähre* (Markus 4,26 – 28). Jesus sieht sogar den Strohhalm im Lichte Gottes. So würdigt er, wie jedes einzelne Geschöpf Gottes ausgesät ist und wächst, wie es standhält in stürmischen wie drögen Zeiten, wie es kräftig die volle Ähre trägt. So zeigt Jesus, wie wir in seiner Nachfolge Fruchtbares zustande bringen. Als hätte Jesus einen Strohhalm aus der Krippe noch in der Hand, um von der Treue Gottes weiterzuerzählen.

Foto: Oberkirchenrat Oldenburg

Gehen wir Weihnachten weiter als bis zur Krippe. Halten wir getrost an diesem Strohhalm fest! Helfen wir mit, das Menschenkind Gottes zu betten. Unterlegen wir so unser Gottvertrauen! Geben wir Wärme, Schutz und Halt, wo Not ist. Mit Nächstenliebe, schon mit Gastfreundschaft fängt Gottes Reich und Gerechtigkeit unter uns an. Geben wir Weihnachten weiter. Ich wünsche Ihnen allen gesegnete Weihnachtstage!

Jan Janssen
Bischof der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Oldenburg

Blick in die umfangreichste Abteilung des Stadtmuseums „Glanz und Niedergang von Burg und Stadt Delmenhorst (1259 – 1712)“. Foto: Günter Alvensleben

Kein Schloss mehr – aber dafür mächtige Industriedenkmale

Stadtmuseum Delmenhorst besteht 15 Jahre

Von Günter Alvensleben

Ein romantisches Schloss wäre für die Stadt Delmenhorst in der heutigen Zeit sicherlich eine kulturelle und touristische Attraktion, denn schon im Jahre 1247 ließ Graf Otto I. von Oldenburg „im Horst an der Delme“ eine Burg bauen. Aber die Geschichte meinte es anders: Die einst mächtige Burg- beziehungsweise Schlossanlage der Oldenburger und Delmenhorster Grafen verfiel im 18. Jahrhundert (ab 1712) nach ereignisvollen Jahrhunderten mit kriegerischen Auseinandersetzungen, epochalen baulichen Veränderungen und verschiedenen Herrschaftsansprüchen. Übrig blieb lediglich die von Gräften der ehemaligen Schlossanlage umgebene, von dichtem Baumbestand umsäumte „Burginsel“.

Der Ort Delmenhorst, heute eine moderne Stadt mit circa 80.000 Einwohnern, erhielt bereits 1371 das Bremer Stadtrecht. Mitte des 19. Jahrhunderts, mit der Inbetriebnahme der

Bahnlinie Bremen – Oldenburg im Jahre 1867, begann für die Stadt explosionsartig das Industriezeitalter. Das vor 15 Jahren (1997) im 1884 erbauten 1. Kesselhaus der ehemaligen „Nordwestdeutschen Wollkämmerei & Kammgarnspinnerei“ (Nordwolle) eingerichtete Stadtmuseum präsentiert in fünf Hauptabteilungen ausführlich und didaktisch hervorragend aufgemacht die recht wechselvolle Geschichte der Stadt und des Schlosses vom 13. Jahrhundert bis zur Gegenwart.

Zweifellos besonders aufschlussreich ist das Thema „Glanz und Niedergang von Burg und Stadt Delmenhorst 1259 – 1712“. Ebenso ansprechend ist die Abteilung „Von der Ackerbürger- zur Industriestadt – Delmenhorst im 19. Jahrhundert“, die den Aufstieg der kleinen Stadt mit zunächst nur 2000 Einwohnern zum Standort von weltweit tätigen Industriebetrieben wie beispielsweise die „Nordwolle“ darstellt. Weitere Abteilungen befassen sich mit den Themen „Delmenhorst modern – Werkbundstadt Delmenhorst 1903 – 1934“, „Delmenhorst als Brennpunkt von Wanderungsbewegungen im Nordwesten 1850 – 2000“ und „Von der Nachkriegszeit ins nächste Jahrtausend – Delmenhorst 1945 – 2000“. Im Dezember wird mit Sonderveranstaltungen und -ausstellungen auf das 15-jährige Jubiläum des Stadtmuseums näher eingegangen.

Im Jahre 2006 wurde das „Stadtmuseum Delmenhorst“ mit dem bereits 1996 eröffneten „Museum Nordwolle Delmenhorst/Nordwestdeutsches Museum für Industriekultur“, das ebenfalls mit einer ausgezeichneten museumsdidaktischen Konzeption aufwartet, mit einer Gesamtausstellungsfläche von 3000 Quadratmetern zusammengeführt. Geleitet wird diese vorbildliche Museumseinrichtung von Hermann Precht.

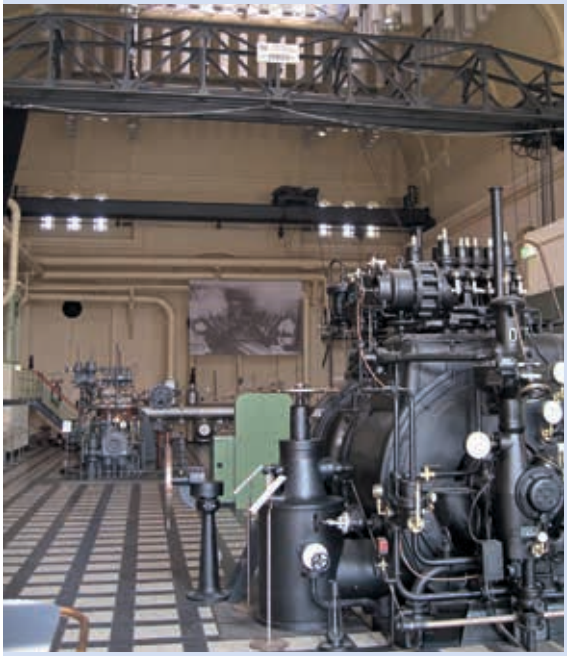
Einen Besuch des Museumsbereiches „Nordwolle Delmenhorst/Nordwestdeutsches Museum für Industriekultur“ sollte man auf keinen Fall versäumen, weil in dem aus dem Jahre 1904 stammenden riesigen Turbinenhaus der „Nordwolle“ und in dem angrenzenden Shedriegel wertvolle einmalige Originalexponate gezeigt werden. Das Nordwolle Museum verfügt über einige komplett erhaltene Produktionsanlagen. Besondere Informationsschwerpunkte bilden auch die Dokumentation der betrieblichen Organisationsstruktur und die Darstellung der Arbeitsbedingungen für die Betriebsangehörigen.

Neben verschiedenen anderen unter Denkmalschutz stehenden Gebäuden konnten auch diese jetzt als Museum genutzten Bauten vor der Abrissbirne gerettet werden. Denn für das 1884 von dem Bremer Fabrikanten Martin Christian Leberecht Lahusen gegründete Textilimperium „Norddeutsche Wollkämmerei & Kammgarnspinnerei“ (später als „Nordwolle“ bekannt), kam aus wirtschaftlichen Gründen im Jahre 1981 endgültig das Aus.

Das ehemalige 13 Hektar große Werksgelände, das auch als Außenstelle der EXPO 2000 große Aufmerksamkeit verzeichnete, zählt heute zu den einzigartigen großen Industriedenkmalen Europas und zu den bedeutendsten Zeitzeugen der Fabrikarchitektur, unter Berücksichtigung der deutschen Industrie-, Technik- und Sozialgeschichte des späten 19. und des 20. Jahrhunderts. Hier schaffen Kultur, Bildung, Gewerbe, Wohnen und Freizeit eine beispielhafte sinnvolle Symbiose. Die „Route der Industriekultur“ (ERIH) führt bewusst durch Delmenhorst und unterstreicht damit die überragende internationale Bedeutung des Areals der ehemaligen „Nordwolle“ für das Oldenburger Land.

Info: Nordwolle Delmenhorst/ Nordwestdeutsches Museum für Industriekultur
Telefon: 04221/29858-20
www.delmenhorst.de

Das gewaltige 1903 erbaute Turbinenhaus der „Nordwolle“, heute ein glanzvoller Teil des „Museums Nordwolle Delmenhorst“, gleicht nicht nur zufällig einem romanischen Sakralbau. Foto: Günter Alvensleben



Auch das Innere des Turbinenhauses hat imposante Ausmaße. Der Generator (Vordergrund) stammt aus dem Jahre 1913 und wurde ab 1935 zur Eigenstromversorgung eingesetzt. Foto: Günter Alvensleben

Das Schloss Delmenhorst mit befestigten Außenanlagen (Stich, Winkelmann Chronik 1671). Foto: Niedersächsisches Landesarchiv Oldenburg

„Was möchten Sie denn gerne hören?“

Die Oldenburger Sopranistin Erna Schlüter – eine uneitle Heldin großer Opern

Von Ralf Sassen

*Im Heft 151 der kultur*land oldenburg *veröffentlichten wir den Beitrag von Marlene Warmer. Als Teil II erscheint nun der Beitrag von Ralf Sassen.*

Was möchten Sie denn gerne hören?“ Mit dieser Frage leitete die Sopranistin Erna Schlüter bei ihren Liederabenden in der Hamburger Laeiszhalle die Zugaben ein. Erzählt hat das eine begeisterte Verehrerin. Wie war sie denn nun, diese große Sängerin aus Oldenburg? Die Hamburgerinnen Ruth Harwardt und Gerda Sesselberg gaben Anfang des Jahres 2012 in Gesprächen Aufschluss über die Persönlichkeit Erna Schlüters. Ergänzt mit Aussagen anderer Augen- und Ohrenzeugen ergibt sich ein Einblick in die Lebensjahre der Sängerin von 1930 bis 1969.

Erinnert wird an eine Kulturlandschaft, die noch von anderen Faktoren geprägt war als das digitale Zeitalter: Theater, Kinos, Varietes und natürlich die Konzert- und Opernhäuser sorgten für Unterhaltung. Die Stars der damaligen Zeit waren greifbar. Man konnte sie in Oldenburg auf dem Pferdemarkt treffen oder in Hamburg in der Hochbahn oder beim Schaufensterbummel. Eintrittskarten zu ergattern, erforderte oft Durchhaltevermögen. Die Schlangen vor der Hamburgischen Staatsoper bildeten sich häufig schon im Morgengrauen. Der Oldenburger Arzt Dr. Ummo Francksen berichtete 2004 auf der Schlüter-Gala zum 100. Geburtstag der Sängerin davon. Als junger Student reihte er sich möglichst früh an der Kasse ein und hoffte auf Plätze für Erna Schlüters Auftritte. Die Sängerin war ein Star. Aber kein Star mit Marotten, sondern nur der Kunst verpflichtet, und für ihre Fans zugänglich. Bereitwillig gab sie am Bühnenausgang Autogramme und beantwortete Fragen. Ihre Karriere wäre sicher noch weitreichender gewesen, wenn es die Zeitumstände zugelassen hätten.

Die Künstler, die nicht vor dem Dritten Reich aus Deutschland flohen, waren von vielen internationalen Bühnen abgeschnitten – vor allem im Bezug auf den angelsächsischen Raum. Erna Schlüter konnte jedoch in den Kriegsjahren unter anderem in Italien, Spanien und den Niederlanden auf-

Von links:
Szenenfoto aus Radamisto von Händel, mit Henk Noort, Düsseldorf;
Fidelio in Salzburg 1947, Szenenfoto mit Julius Patzak, © Archiv der Salzburger Festspiele;
Erna Schlüter als Isolde, Mailänder Scala 1942;
Erna Schlüter als Elektra in London 1953, Szenenfoto mit Edith Coates als Klytämnestra.
Fotos: Erna Schlüter Gesellschaft

treten. Meist erhielt sie überwältigende Kritiken. „Niemals hörte man hier eine bessere Brünnhilde“, schrieb beispielsweise eine holländische Zeitung über Erna Schlüters Auftritte in Den Haag und Amsterdam. Der Kritiker lobte den Schmelz und die Durchschlagskraft ihrer Stimme.

Ruth Harwardt und Gerda Sesselberg bezeichnen die Sängerin als eher unpolitischen Menschen. Trotzdem war sie in ihrer Düsseldorfer Zeit zwischen 1930 und 1940 nicht nur zur großen Wagner-Interpretin geworden, sondern auch mit den politischen Ereignissen konfrontiert. Der musikalische Leiter der Düsseldorfer Oper war von 1929 bis 1933 Jascha Horenstein, der zu den bedeutenden Dirigenten des 20. Jahrhunderts gehört und sich mit seinen Mahler- und Bruckner-Interpretationen einen Namen machte. Horenstein war ukrainisch-jüdischer Herkunft und somit den Angriffen der Nationalsozialisten ausgeliefert. Er führte zum Beispiel Kurt Weills Oper „Die Bürgschaft“ in Düsseldorf auf. Das Werk eines ebenfalls von den Nazis verfolgten deutsch-jüdischen Komponisten. Weill bedankte sich am 14. April 1932 in einem Brief an den Düsseldorfer Opernintendanten für die Aufführung und schrieb unter anderem: „Mein Dank gilt (...) Jascha Horenstein, der eine wirklich ideale Interpretation meiner Musik zustandebrachte. Er gilt ferner allen Vertretern der Solopartien, (...) vor allem aber Fräulein Schlüter und den Herren Pütz und Lindlar, deren grosse Gesangs- und Darstellungskunst den wesentlichsten Anteil am Gelingen des Ganzen hatte.“

Horensteins letztes Dirigat an der Düsseldorfer Oper sollte eigentlich eine Fidelio-Aufführung mit Erna Schlüter werden. Vor dem Aufführungsbeginn im März 1933 marschierte jedoch SA vor der Oper auf und erzwang vom Intendanten die sofortige Absetzung Horensteins.

Der Journalist Misha Horenstein, Neffe des Dirigenten, meldete sich bei der Erna-Schlüter-Gesellschaft Oldenburg, weil er Material für seine Horenstein-Biografie sammelt. Leider liegen der Schlüter-Gesellschaft keine Unterlagen über die Zusammenarbeit zwischen Jascha Horenstein und Erna Schlüter vor. Die Hoffnung, dass es umgekehrt zu einem Informationsfluss kommen könnte, zerschlug sich ebenfalls. Misha Horenstein schrieb aus Tel Aviv, dass sein Onkel alle Unterlagen in Düsseldorf vernichtet hat, weil er nach der Machtergreifung jederzeit damit rechnen musste, inhaftiert zu werden und den Nazis keine weitere Handhabe gegen sich und andere geben wollte. Diese Episode zeigt, dass es durchaus mit Schwierigkeiten verbunden ist, ein erschöpfendes Lebensbild Erna Schlüters zu entwerfen. Viele Materialien und Tonaufzeichnungen sind verloren gegangen. Aufgeführt wird dieser Umstand auch im 2012 erschienenen Buch Marlene Warmers, „Die Heldin großer Opern“, das einen weiteren Einblick in die Vita Erna Schlüters bietet.

Nachgewiesen werden kann allerdings, dass die Partie der „Isolde“ in Richard Wagners Oper „Tristan und Isolde“ zu einer Paraderolle für Erna Schlüter wurde. Nicht nur die berühmte Gesangskollegin Astrid Varnay zählte Erna Schlüter zu den bedeutendsten Isolde-Darstellerinnen ihrer Zeit. Die Rheinische Landeszeitung ging im November 1939 sogar noch weiter: „Die gesangliche Leistung der Aufführung schenkte

wieder Erna Schlüter als „Isolde“. Was an dieser Stelle schon mehr als einmal zu ihrem Preis geschrieben wurde, kann nur immer wiederholt werden. Diese Isolde ist unvergleichbar herrlich und wird in deutschen Landen von keiner anderen Sängerin in dieser verschwenderischen Fülle kostbarer Singkunst erreicht.“ So war es folgerichtig, dass Erna Schlüter am 30. Juni 1940 ihre Düsseldorfer Abschiedsaufführung als Isolde gab. Auf dem Theaterzettel im Archiv des Theatermuseums Düsseldorf ist vermerkt, dass es 41 (!) Vorhänge gab. Danach trat Erna ihr Engagement in Hamburg an und lernte dort Ruth Harwardt und Gerda Sesselberg kennen.

Jeder Opern- und Gesangsfan, geschweige denn jeder Sänger, wird bestätigen können, dass die menschliche Stimme ein sensibles Organ ist. Es gibt gute und schlechte Abende und man erlebt auch schon mal, dass ein Intendant oder ein Dramaturg vor den Vorhang tritt und um Verständnis bittet, weil ein Sänger indisponiert ist und vielleicht nicht die Leistung bringen kann, die man sonst gewohnt ist. Das passiert auch den ganz Großen der Branche und ist sicher verständlich. Die Zuschauer haben es schließlich mit Menschen zu tun, die im Idealfall versuchen, auf der Bühne ihr Bestes zu geben. Was da in großen Partien geleistet wird, ist durchaus mit Hochleistungssport zu vergleichen, und so stellt zum Beispiel eine Rolle wie „Elektra“ von Richard Strauss allerhöchste Anforderungen an die Sängerin. Erna Schlüter hat neben der „Isolde“ auch mit dieser Partie brilliert. Zeugnis davon legt zum Beispiel eine 2011 bei der Firma Naxos erschienene CD ab. Erna Schlüter singt in der Schlussszene der Oper die Titelpartie und zeigt die beeindruckende Bandbreite ihrer Stimme. Phrasierungsfähig, dramatisch, ausdrucksstark und auch schön in den lyrischen Momenten. So kann „Elektra“ klingen! Ein Beleg für ihre großartige Kunst, der 1947 unter Sir Thomas Beecham in den berühmten Abbey-Road-Studios in London aufgenommen wurde. Man stelle sich nur mal vor, es ist Premierenabend und gleich geht es hinaus auf die Bühne und ins Scheinwerferlicht, um diese Rolle zu bewältigen und den Erwartungen gerecht zu werden. Fast ständig steht „Elektra“ auf der Bühne und muss hochdramatischen Gesang abliefern. In den meisten Fällen verstecken sich die Interpretinnen übrigens Wassergläser im Bühnenbild, um zwischendurch mal die Kehle anzufeuchten. Noch schwieriger wird es, wenn die Anforderungen mit anderen äußeren Umständen verbunden sind, die durchaus mal politischer Natur sein können.

Viereinhalb Monate nach der deutschen Kapitulation, am 23. September 1945, gab Erna Schlüter ein Konzert vor britischen Soldaten in Hamburg. An ihrer Seite der dänische Heldentenor Lauritz Melchior. Nach dem Konzert sagte Melchior zu ihr: „Wir sehen uns in New York!“ Im Hamburger Freundeskreis wurde das aufgeregt diskutiert, und keiner wollte so recht daran glauben. Doch die Einladung kam, und Erna flog nach New York. Nach den Schrecken des Krieges kam ihr also die Aufgabe zu, Deutschland als erste Sängerin in der Neuen Welt zu repräsentieren. Ein zugiges Militärflugzeug brachte sie über den Atlantik, und sie gab ihr Met-Debüt als „Isolde“ am 26. November 1947 mit einer Erkältung. Schlechte und mitunter auch gemeine Kritiken waren die Folge. Erna Schlüter hatte die Macht des New Yorker Feuilletons zu spüren bekommen. Zwei Wochen später kam ihre zweite Chance als Marschallin im „Rosenkavalier“. Die Kritiken fielen teilweise etwas besser aus. Wenn man sich allerdings die Bemerkungen über den „Rosenkavalier“ im Archiv der New Yorker Oper durchliest, ist auch dieser Auftritt wenig schmeichelhaft rezensiert. Ein Zeitzeuge berichtete etwas anderes. Als die Ehrenvorsitzende der Erna-Schlüter-Gesellschaft, Kammersängerin Hildegard Behrens (1937 – 2009), im Jahr 1976 an der Met debütierte, schwärmte ihr ein italienischer Bühnenbildner vom beeindruckenden darstellerischen und gesanglichen Rollenportrait Erna Schlüters als Marschallin vor.

Die Presse daheim berichtete selbstverständlich über dieses Ereignis. So kurz nach den Kriegsjahren war das ein interessanter Vorgang – eine deutsche Künstlerin in New York.

Die Koloratursopranistin Erna Berger zeigte sich dann 1949 bei ihrem Amerika-Debüt geschickter und informierter. Sie wusste um die Macht der New Yorker Kritiker und den entscheidenden ersten Eindruck, den man auf einer Bühne hinterlässt. Sie schrieb darüber in ihren Memoiren: „Gleich bei der Ankunft verstieß ich gegen eines der ungeschriebenen amerikanischen Operngesetze. Ich weigerte mich, direkt vom Flugzeug zur angesetzten Probe zu fahren, denn ich war scheußlich erkältet. Mr. Hearst, der mich abholte, sagte entsetzt: ‚Das können Sie nicht tun, in Amerika darf man das nicht, da muß man immer singen, ganz gleich in welcher Verfassung.‘ Aber ich blieb fest. ‚Tut mir schrecklich leid, aber mit Schnupfen singe ich nicht.‘ Ich konnte einfach nicht riskieren, dass es gleich zu Anfang hieß: ‚Na also, da hört man’s ja, sie kann eben nicht mehr, sie ist zu alt.‘ Denn natürlich war dieses Met-Engagement ein heikles Unterfangen. Daß ich in Europa ein Begriff war, galt in den USA nichts. (...) Der Krieg und das Hitler-Regime waren noch in aller Erinnerung. Dort hatte ich zwölf Jahre lang Triumphe gefeiert. War ich nicht ‚des Teufels Sängerin‘ gewesen?“

Die genesene Erna Berger hatte schließlich nachhaltigen Erfolg in Amerika. Erna Schlüter hingegen wartete den Rest ihres Engagements vorwiegend im Hotelzimmer ab und hoffte vergeblich auf einen Anruf der Operndirektion. Zurück in Europa lasteten die New Yorker Erlebnisse lang und schwer auf ihr. Doch sie hatte den Mut und den Willen, wieder auf die Bühne zu gehen. Ihre Freundinnen bewunderten das, und das Hamburger Publikum stützte sie und fühlte mit ihr. So schrieb die Zeitung „Die Welt“ am 30. April 1948 in einer Kritik: „Mit demonstrativem Beifall wurde Erna Schlüter gefeiert, als sie dieser Tage in der Tristan-Aufführung der Hamburgischen Staatsoper ihre Partie der ‚Isolde‘ geendet hatte. Das sollte zweifellos eine Antwort sein, auf gewisse amerikanische Pressestimmen, die dazu geführt hatten, dass die Künstlerin, die für fünf Monate an die Metropolitan-Opera verpflich-

Erna Schlüter als Brünnhilde, Hamburg 1940.

tet war, in Neuyork nicht mehr als zweimal auftreten konnte. Wir wissen nicht, ob und inwiefern die von Frau Schlüter aufgestellte Behauptung zutrifft, dass andere als künstlerische Motive zu dieser bedauerlichen Tatsache geführt haben. Die Leistung, die sie an diesem Abend bot, zeigte die Künstlerin im Vollbesitz ihrer stimmlichen und darstellerischen Fähigkeiten."

Außerdem gaben ihr die folgenden Bühnenerfolge recht. Diese Stärke und dieses Weitermachen gehörten zu ihrer Persönlichkeit. Hildegard Behrens verwendete die Bezeichnung „norddeutsches Durchhaltevermögen". Schlüters sängerischer Ausdruck verband sich mit einer erstaunlichen Bühnenpräsenz und Darstellungskraft. Sie sorgte für die magischen Momente bei Aufführungen, die man manchmal erleben darf, die das Publikum völlig fesseln und zu einer Einheit werden lassen. Ummo Francksen erinnerte sich an eine Oldenburger „Elektra"-Aufführung mit Erna Schlüter: „Am Schluss der Oper verfiel ‚Elektra' im Triumph über die gelungene Rache an ihrer Mutter Klytämnestra in höchster Ekstase in einen dramatischen Stampftanz, der die Bühne erbeben ließ, und brach leblos zusammen. Das Publikum blieb wie gelähmt und stumm unter dem Eindruck, die Sängerin würde sich nie wieder erheben können. Endlich hob sich der Vorhang, und die Sängerin konnte den tosenden Beifall entgegennehmen."

Beeindruckend waren Ernas große und ausdrucksstarke dunkle Augen, ihr lebhaftes Gesicht. Sie hatte oft schwarze oder graue Kleidung an, um etwas schlanker zu wirken, und trug wenig Schmuck. Immer wieder liest man Anmerkungen über ihre stattliche Erscheinung. Zu den bereits erwähnten New Yorker Gemeinheiten gehört ein Artikel im Time Magazine vom 8. Dezember 1947: „Neue Isolde. Letzte Woche, auf der Suche nach jemandem, der eine große Lücke füllen könnte, servierte die Metropolitan einen echten Thanksgiving-Truthahn. Um sich die Wagner-Partien mit der drallen Helen Traubel zu teilen (damit Traubel die halbe Saison konzertieren kann), importierte die Met eine 1,82 Meter große und 200 Pfund schwere deutsche Sopranistin namens Erna Schlüter."

Eine Düsseldorfer Opernenthusiastin erzählte ihren Freundinnen in einem Café der Rheinmetropole von einer Fidelio-Aufführung. Sie schwärmte vom Auftritt einer sehr kräftigen und gesanglich sowie darstellerisch beeindruckenden Sopranistin, deren Namen sie nicht mehr wusste. Da kam vom Nebentisch die Bemerkung: „Sie sprechen über die Aufführung gestern Abend? Das war ich, Erna Schlüter, dass ich etwas fülliger bin, ist mir klar. Es freut mich aber sehr, dass es Ihnen gefallen hat." Auch die Hamburgerinnen Ruth Harwardt und Gerda Sesselberg berichteten von Ernas Figurproblemen. Trotzdem wird ihre erstaunliche Grazie und Eleganz beim Bewegen auf der Bühne herausgestellt. Sie war weit davon entfernt, unbeweglich oder gar rein statiös zu sein. Ihre Leichtfüßigkeit, etwa wenn sie als „Isolde" über die Bühne ging, um das Licht zu löschen, hat sich in die Erinnerung eingebrannt. Diesen Eindruck belegt auch ein Artikel in der Rheinischen Post über einen Gastauftritt in Düsseldorf 1954: „Wenn Erna Schlüter nach dem Liebestrank zu Tristan hinfindet, so steht man einem Elementarereignis gegenüber, das im zweiten Akt beim Auslöschen der Fackel uns noch gesteigert überfällt und hinreißt."

Martha Mödl, die in den Nachkriegsjahren an der Düsseldorfer Oper engagiert war, sagte über eine „Elektra"-Aufführung 1948: „Als Klytemnästra war ich viel zu jung. Und neben mir Erna Schlüter als ‚Elektra': Eine wunderbare Sängerin mit einem ausdrucksvollen Gesicht, aber mit einem erdrückenden Gewicht. Als Zuschauer hatte man das sofort vergessen, sobald sie anfing zu singen. Aber neben ihr als Partnerin – da war ich wahrscheinlich gar nicht vorhanden." Der Kritiker Dr. Hellmuth Steger schrieb über einen Konzertauftritt der indisponierten Sängerin: „Wenn Erna Schlüter das Podium betritt, so schafft sie schon durch ihr Erscheinen eine starke persönliche Atmosphäre. Dieses von ihrem Wesen ausströmende Fluidum ist so zwingend, dass sie auch an nichtdisponierten Tagen eine günstige Basis findet. (...) Stil, Geschmack, Wahl der Tempi, Vortrag – alles fließt selbstverständlich zu imponierender Einheit zusammen und sichert Erna Schlüter unter den Sopranistinnen mit Namen einen bedeutenden Rang."

Die Figur einer Sängerin oder eines Sängers begann in den Nachkriegsjahren eine Rolle zu spielen. Die Verkörperung der jugendlichen Heldinnen und Helden sollte auch äußerlich auf der Bühne zu sehen sein. Wenn man den Erzählungen folgt, soll das sogar zu einer Kaltstellung Ernas auf der Hamburger Bühne geführt haben. Ruth Harwardt berichtete von einer Äußerung des Hamburger Intendanten: „Schlüter, sie bewegen

Erna Schlüter mit Freundinnen, 1938.

sich wie ein Elefant!" Die Fans waren empört, als sich das herumsprach. Dabei war Erna Schlüter natürlich nicht die einzige Hochdramatische ohne Wespentaille. Eine kräftige Figur gehörte bis dahin auch im allgemeinen Verständnis zu diesem Gesangsfach. Die Sängerin soll sich nach den Aussagen eines ehemaligen Maskenbildners sogar mit dem Gedanken getragen haben, Hamburg den Rücken zu kehren und an ihre Düsseldorfer Wirkungsstätte der 30er-Jahre zurückzukehren. Liebevoll hört sich da eine Episode in den Lebenserinnerungen des hochgewachsenen Bassbaritons Hans Hotter an: „Noch eine lustige Erfahrung brachten die erste Vorstellung 1940 und kurz darauf ihre zwei Wiederholungen. Meine erste Brünnhilde war damals Erna Schlüter, eine liebenswürdige, hilfsbereite Kollegin für den noch unerfahrenen Wotan, mit einer strahlend schönen Stimme. Erna war wohl eine der ‚Gewichtigsten' in der langen Reihe aller meiner ‚Töchter'. Wenn ich sie am Ende des dritten Aktes väterlich liebend umarmte, waren meine Arme gerade lang genug, um sie gänzlich zu umfangen."

Hotter spricht auch die Kollegialität seiner Bühnenpartnerin an. Diese Hilfsbereitschaft beruhte auf Ernas gewissenhafter Vorarbeit und Zuverlässigkeit. Sie ließ nur äußerst selten eine Probe oder gar eine Aufführung ausfallen. Wenn sie mit Kollegen arbeitete, kannte sie ihre Partie und alle anderen Rollen. Nach dem Zweiten Weltkrieg geschah das unter improvisierten Bedingungen. Die Hamburger Oper war zerstört und produzierte ab 1946 im Bühnenhaus. Entsprechend schlecht sah es mit den Bühnenausstattungen aus. Erna hatte etwas Glück im Unglück. Ihr Wohnviertel blieb zu großen Teilen vom Bombenhagel verschont. So konnte sie in ihrer Wohnung am Harvestehuder Weg Verwandte aufnehmen, die ausgebombt wurden. Das Haus Nummer 99 in der Nähe vom Klosterstern steht heute noch und ist zum Beispiel über maps.google.de zu sehen: eine Historismus-Villa mit Vorgarten. In dieser Wohnung gab sie nach ihrem Bühnenabschied 1956 ihr Wissen an junge Sängerinnen und Sänger weiter. Hier war es auch, wo man sie 1969 fast leblos im Sessel fand, den Telefonhörer noch in der Hand. Erna Schlüter wurde ins Eppendorfer Krankenhaus gebracht und starb dort am 1. Dezember 1969 an den Folgen eines Gehirnschlags.

Familiensinn war ihr eigen, den Mann fürs Leben hat sie nicht gefunden. Ihr langjähriger Hamburger Gesangspartner und Freund der Familie war Joachim Sattler. Mehr als ein guter Freund war er wohl nicht für sie. Ihren unehelichen Sohn Peter erzog sie allein und konnte dabei auf die Mithilfe ihrer Eltern zurückgreifen. Die jugendliche Schwärmerei ihrer Freundin Ruth Harwardt versuchte sie mit den Worten „es gibt doch noch etwas Schöneres als Musik" zu beenden, und hatte dabei familiäres Glück im Sinn. Doch der Sängerberuf war Ernas vorrangige Wahl und die damit verbundenen Reisen machten ein geregeltes Familienleben schwierig. Tröstlich hören sich da die Worte im Nachruf des Hamburger Abendblatts an: „Großmutterfreuden vergoldeten den stillen Lebensabend der Künstlerin im Kreise der Familie ihres Sohnes."

Erna Schlüter war ein geselliger Typ, der gerne Gäste empfing und zu Gast war. Ihre Unterhaltsamkeit war nie aufdringlich oder dominierend, sondern wurde zum Anziehungspunkt. So berichtete Gerda Sesselberg, dass ihre Freundinnen immer fragten, ob Erna auch kommt. Das war dann ein zusätzlicher Anreiz, der Einladung zu folgen. Bei Besuchen in Oldenburg wirkte ihr gesellschaftliches Auftreten leicht exotisch und hatte einen Hauch von großer Welt. Dr. Manfred Schmoll, Neffe der Sängerin, nahm sie als sehr auffällige Person im Familienkreis wahr: „Sie kam mit lila gefärbtem und silbrig schimmerndem Haar nach Oldenburg. Absolut ungewöhnlich für die damalige Zeit. Anscheinend hatte sie sich in jenen Jahren von Londoner Modeideen inspirieren lassen. Zu meiner Freude gab es auch Spielzeug aus Bakelit. Ebenfalls ein Novum in Deutschland."

Die beeindruckendsten Bühnenauftritte hatte Erna Schlüter als „Isolde“, „Elektra“ und „Brünnhilde“. An diese Rollenportraits erinnern sich die Zeitzeugen gerne. Richard Strauss bezeichnete sie als Ideal der „Elektra“ und übertrug ihr am 9. Februar 1941 die Uraufführung der „Sechs Lieder nach Gedichten von Clemens Brentano für Gesang und Orchester, op. 68“ in Düsseldorf.

Ihre „Isolde“ im Berliner Admiralspalast am 3. Oktober 1947 wird heute von vielen Opernfreunden als mustergültig empfunden und es bleibt zu hoffen, dass der verlorene erste Akt des Mitschnitts dieser Aufführung eines Tages doch noch wieder auftaucht. Frida Leider, die Regisseurin der Berliner Inszenierung und selbst eine legendäre hochdramatische Sopranistin, schrieb 1959 von ihrem „großartig besetzten Sängerensemble“ mit Ludwig Suthaus und Erna Schlüter. Verloren scheint die Aufzeichnung eines Bühnenauftritts zu sein, der 1969 zur Erinnerung an Erna Schlüter im Fernsehen gezeigt wurde. Die Suche im NDR-Archiv brachte kein Ergebnis.

Die Frage bleibt bisher offen, warum sie nicht in Bayreuth gesungen hat? Tatsache ist, dass ab dem 24. Juni 1939 in Düsseldorf die Oper „Sonnenflammen“ aufgeführt wurde. Komponiert hat dieses Werk Siegfried Wagner, der Sohn Richard Wagners. Das Bühnenbild schuf Wieland Wagner und somit der Sohn des „Sonnenflammen“-Komponisten und der Begründer des sogenannten Neu-Bayreuths nach dem Krieg. Bei der Premieren-Aufführung zugegen war auch Winifred Wagner, Witwe Siegfrieds und nach dessen Tod 1930 zusammen mit Heinz Tietjen Leiterin der Festspiele. Die Solinger Zeitung schrieb über diese Inszenierung: „Die Aufführung wurde sehr beifällig aufgenommen, so daß die Darsteller zusammen mit (...) dem jungen Wieland Wagner immer wieder vor den Vorhang treten konnten.“ Und das Tageblatt in Düsseldorf meinte: „Im eindrucksvollen Monolog der verlassenen Kaiserin gestaltete Erna Schlüter ihre großen stimmlichen Mittel zu ergreifender Klage und Anklage.“ Das schlütersche Stimmpotenzial musste also in der Familie Wagner registriert worden sein, trotzdem entschieden sich Winifred und Tietjen in Bayreuth für andere Sängerinnen. Mit diesem Schicksal steht Erna nicht allein da. Auch andere große Stimmen wurden immer wieder in der Besetzungspolitik Bayreuths übersehen, obwohl sie wahrscheinlich oftmals den Anforderungen besser gerecht geworden wären als die Erwählten. Nach dem Krieg wurden die Wagner-Festspiele im Jahr 1951 mit „Parsifal“ wiedereröffnet. Neu-Bayreuth wandte sich jüngeren Sängerinnen zu: Astrid Varnay, Martha Mödl, Birgit Nilsson oder Anja Silja betraten die Bühne.

Wie war sie nun, der Mensch Erna Schlüter? Die Summe der Erinnerungen gibt immer auch einen subjektiven Eindruck und zeigt bestimmt Facetten, die durch die Entfernung der Ereignisse anders und verklärt gesehen werden. Trotzdem gibt es Schnittmengen, die Aufschlüsse ergeben und ein Bild vor uns entstehen lassen. Das Bild einer in doppelter Hinsicht großen Frau, die vom Leben sicher nicht alles erhalten hat, was sie sich wünschte. Aber wer kann für sich behaupten, dass alles in Erfüllung ging? Hildegard Behrens sagte über Erna Schlüter: „Aus allem was mir zur Verfügung steht, um mir ein Charakterbild von ihr zu machen, schließe ich bei ihr auf eine sehr schätzenswerte Eigenschaft – der Uneitelkeit. Eitelkeit verschwendet Kraft. Uneitlen steht dieser Teil der Kraft ganz für die eigentlichen Lebensaufgaben zur Verfügung.“ Diese Aussage bestätigt sich auch durch die Zeitzeugen. Eine sympathische Frau steht vor uns, die man gerne kennengelernt hätte und die durch ihre zugängliche und offene Art Menschen in ihren Bann zog. Eine Frau, die durch ihre stimmlichen Möglichkeiten beeindruckte, und in ihrem Spiel durch Verinnerlichung und Beseeltheit den künstlerischen Bogen schloss und Menschlichkeit in die Bühnenfiguren brachte. Sicher, sie konnte auch energisch sein, versuchte auch mal Einfluss zu nehmen. Das Bild bleibt aber herzlich – und es bleibt das Bedauern, sie nicht auf der Bühne erlebt zu haben.

Giuseppe Verdi, Sizilianische Vesper, „Elena“, Düsseldorf 1937.

Quellen: Auszüge aus einem Gespräch mit Ruth Harwardt, 20. Januar 2012, Bad Bevensen; Auszüge aus einem Gespräch mit Gerda Sesselberg, 21. Januar 2012, Hamburg; Gespräche mit Dr. Manfred Schmoll, Oldenburg; Gesprächsprotokolle, Aufzeichnungen und Fotosammlung der Erna-Schlüter-Gesellschaft; www.metoperafamily.org; Archiv des Theatermuseums Düsseldorf; „Theatergeschichte der Stadt Düsseldorf II“, Düsseldorf 1987; Erna Berger, „Auf Flügeln des Gesangs“, Zürich 1989; Hans Hotter, „Der Mai war mir gewogen ...“, München 1996; Frida Leider, „Das war mein Teil“, Berlin 1981; Martha Mödl, „So war mein Weg“, Berlin 1998; Astrid Varnay, „Hab mir's gelobt“, Berlin 1997.

Landschaftspräsident Thomas Kossendey (links) ehrte den Ehrenpräsidenten der Oldenburgischen Landschaft, Horst-Günter Lucke, für seine 21-jährige Tätigkeit mit einer Bronzeplastik des Grafen Anton Günther von Oldenburg. Fotos: Katrin Zempel-Bley

Eine Anton-Günther-Plastik ganz im Sinne des Ehrenpräsidenten

Landschaftsversammlung ehrt Horst-Günter Lucke – Zentraler Dienstleister für Kulturaufgaben

Von Katrin Zempel-Bley

Oldenburg. Auf der 73. Landschaftsversammlung in Oldenburg dankte die Oldenburgische Landschaft ihrem heutigen Ehrenpräsidenten Horst-Günter Lucke für seine 21-jährige Präsidentschaft. „Lucke hat stets unbürokratisch gehandelt, konnte sich für eine Sache begeistern und andere damit anstecken“, beschrieb Landschaftspräsident Thomas Kossendey seinen Vorgänger. „Er hat sich in all den Jahren stets durch Toleranz, Diplomatie und Friedfertigkeit ausgezeichnet und immer ein offenes Ohr für seine Mitarbeiter gehabt. Ihm ist es auch zu verdanken, dass sich das Mitteilungsblatt der Landschaft zum kulturellen Sprachrohr des Oldenburger Landes entwickelt hat.“ Und weiter: „Horst-Günter Lucke sei einer der Ersten gewesen, der die etwas blutleeren Begriffe ‚Region‘ und ‚Regionale Identität‘ gegen ‚Heimat‘ und ‚Heimatbewusstsein‘, ja sogar ‚Heimatliebe‘ tauschte. Es war ihm ein wichtiges Anliegen, immer wieder zu betonen, dass im Zeitalter der Globalisierung überschaubare Größen für den Menschen immer wichtiger werden und somit Heimat wieder Geborgenheit bietet.“

Er erhielt als Zeichen der Anerkennung eine Bronzeplastik des Oldenburger Bildhauers Michael Ramsauer, die den Oldenburger Grafen Anton Günther zu Pferde zeigt. Die Plastik

Eine ganz besondere Schulband: die „Hafenrocker“

Mit dem mit 1000 Euro dotierten Förderpreis wurden die „Hafenrocker“ der Hafenschule in Wilhelmshaven-Bant ausgezeichnet. Die Schule hat sich die Integration von Kindern mit und ohne Behinderung auf die Fahne geschrieben. 2009 gründete der Musiker Ralf Lübke mit anderen Musiklehrkräften die Gruppe „Hafenrocker“. 15 Schülerinnen und Schüler gehören derzeit der Band an, die regelmäßig aktuelle Rock- und Popsongs einstudiert und sich erlaubt, die Texte mitunter umzuschreiben. Besondere Aufmerksamkeit erfuhren die „Hafenrocker“, als sie mit der „Seniorengang“, einer Gruppe Wilhelmshavener Senioren, gemeinsam das Stück „Knockin’ on heaven’s door“ spielten.

Jugendtheater mit aktueller Inszenierung: Mobbing im Alltag

Den Förderpreis erhielt auch die Jugendtheatergruppe des Kulturzentrums Seefelder Mühle aus Stadland für ihr Theaterstück „Dumm gelaufen“ von Dieter Thomamüller. Karin Logemann aus Berne hatte die 15-köpfige Gruppe im Alter zwischen zwölf und 19 Jahren für den Preis vorgeschlagen. In dem Stück geht es um Ausgrenzung, um Mobbing im Alltag, in der Schule, auf Facebook, im Freundeskreis. Das Theaterpublikum in der Wesermarsch war von der Inszenierung, die bereits mehrfach aufgeführt wurde, begeistert. Eine positive Rückmeldung gab es zudem auf den Oldenburger Jugendtheatertagen. Die Theatergruppe will noch in diesem Jahr ein neues Stück einstudieren.

Ein flottes Schlagzeugensemble: „Dammer Getöse“

Mit dem Förderpreis wurde auch die Musikgruppe „Dammer Getöse“ aus Vechta (Leitung: Thomas Aldenhoff) für ihre herausragenden musikalischen Leistungen ausgezeichnet. Dammes Bürgermeister Gerd Muhle hatte sie für den Preis vorgeschlagen. „Dammer Getöse“ ist eine Gruppe von Schlagzeugschülern der Kreismusikschule Vechta mit fortgeschrittenem Können. Sie spielen Originalkompositionen und Arrangements für Schlagzeugensembles aus allen Epochen. Ob lateinamerikanische Rhythmen, Jazz-Rock-Pop-Stücke oder auch klassische Werke – alles ist in einem Marimba- und Perkussionsensemble möglich. Sogar Eigenkompositionen wurden verlegt und werden aufgeführt.

„Ein Glücksfall für uns Oldenburger“

Detlef Roßmann sei „wie kein Zweiter mit der jüngeren Geschichte von Kino und Film in der Stadt Oldenburg und im Oldenburger Land verbunden“, sagte Landschaftspräsident Thomas Kossendey, als er dem Besitzer des „Casablanca“-Programmkinos die Landschaftsmedaille verlieh. Bereits Ende der 1970er-Jahre hatte Roßmann ein kommunales Kino mitgegründet, gut eineinhalb Jahre wurden im ehemaligen Kulturzentrum „Brücke der Nationen“ Filme gezeigt. Als diese Initiative einschlief, stand für ihn fest, dennoch weitermachen zu wollen. Er beendete seine Karriere an der Universität Oldenburg und eröffnete 1981 das „Casablanca“ am Pferdemarkt, dessen ausgewähltes Programm bis heute Kinofreunde aus dem ganzen Oldenburger Land anzieht. „Ein Glücksfall für uns Oldenburger“, sagte Kossendey, der auch auf die freundschaftliche Zusammenarbeit zwischen Roßmann und der Oldenburgischen Landschaft verwies.

ist eine verkleinerte Ausführung des Anton-Günther-Standbildes, das der Elsflether Reeder Kapitän Horst Werner Janssen im Jahr 2008 der Stadt Elsfleth gestiftet hat. Als Landschaftspräsident hatte Horst-Günter Lucke für die Aufstellung des Kunstwerkes geworben. „Dieser sehr persönlichen Kunstförderung hat das Oldenburger Land eines seiner schönsten modernen Denkmäler zu verdanken“, meinte Thomas Kossendey.

Horst-Günter Lucke dankte der Landschaftsversammlung und ganz besonders den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Geschäftsstelle, die sich stets über das normale Maß engagiert und eine sehr gute Zusammenarbeit mit ihm gepflegt hätten. Über die Bronzeplastik und über die Worte seines Nachfolgers freute er sich. „Es geht nur eine moderne Kunst und nicht der Weg zurück“, erklärte er und spielte damit auf das Denkmal des Grafen Anton-Günther an, das seine Befürworter gerne auf dem Oldenburger Schlossplatz sehen würden.

Helmut Collmann, Landschaftspräsident der Ostfriesischen Landschaft.

Zuvor hatte der Landschaftspräsident den Präsidenten der Ostfriesischen Landschaft, Helmut Collmann, begrüßt. Beide Landschaften wollen künftig noch enger miteinander zusammenarbeiten und gemeinsam ihre Interessen in Hannover vertreten. Helmut Collmann sprach von den „zwei Schwestern, die zusammenhalten würden“ und begrüßte die intensiven Kontakte ausdrücklich.

Thomas Kossendey berichtete zudem von seinen Antrittsbesuchen bei den Pflichtmitgliedern, die die Arbeit der Oldenburgischen Landschaft schätzen und gerne unterstützen würden. Auch die Abgeordneten aller Parteien des Oldenburger Landes würden hinter der Arbeit der Landschaft stehen.

„Wir sind heute der zentrale Dienstleister für die Kulturaufgaben, die über den kommunalen Rahmen hinausgehen“, erklärte Dr. Michael Brandt, Geschäftsführer der Oldenburgischen Landschaft, der seinen Jahresbericht erstattete. Die fachliche Kompetenz der Mitarbeiter werde von den unterschiedlichsten Institutionen und Stiftungen innerhalb und außerhalb des Oldenburger Landes stark nachgefragt, berichtete er weiter. Äußerst erfreulich habe sich der Bereich Plattdeutsch entwickelt. Michael Brandt führte das primär auf die Arbeit von Stefan Meyer, dem Plattdeutschreferenten, zurück. Ihm sei es gelungen, eine erfolgreiche, niedersachsenweit agierende Kooperation wie die von neun Landschaftsverbänden getragene Plattform „Platt is cool“ dauerhaft zu etablieren.

Als außergewöhnlich bezeichnete er zudem die reiche Orgellandschaft, die weltweit ihresgleichen suche. Zusammen mit den Landschaftsverbänden Stade und Lüneburg sowie mit der Ostfriesischen Landschaft ist die Oldenburgische Landschaft Trägerin des Netzwerkes NOMINE (Norddeutsche Orgelmusikkultur in Niedersachsen und Europa). NOMINE habe sich zum Ziel gesetzt, die Orgelmusikkultur auch kulturtouristisch erlebbar zu machen. Dazu dienten Orgelreisen, eine sehr erfolgreiche CD-Reihe namens Orgellandschaften sowie ein Internetauftritt mit Orgelporträts aus dem Oldenburger Land.

Im Bereich Kulturmarketing gibt die Landschaft zusammen mit den niederländischen Provinzen Drenthe, Friesland und Groningen sowie der Ostfriesischen Landschaft und dem Landkreis Emsland ein niederländisch-deutsches Museumsmagazin heraus. Besonders erfreulich habe sich das von der Landschaft herausgegebene Magazin *kultur*land oldenburg entwickelt. „Aus einem reinen Mitteilungsblatt ist eine anerkannte regionale Kulturzeitschrift geworden, die nicht nur von den Mitgliedern gerne gelesen wird.“ Darüber hinaus hat die Landschaft 2011 den Band „Kunst im Oldenburger Land“, eine Gedenkschrift anlässlich des 15. Todestages des in Jever beheimateten Schriftstellers Oswald Andrae und den dritten Band des Oldenburgischen Ortslexikons herausgebracht. Noch vor Weihnachten soll der von der Landschaft herausgegebene Band „Dann bleibt er besser an der Front – Kommunalverwaltung, Kriegsfürsorge und Lebensmittelversorgung in Oldenburg 1914 – 1918“ von Richard Sautmann erscheinen.

Für den 20. bis 24. Mai 2013 kündigte Michael Brandt eine Exkursion nach Istanbul an, die von der Oldenburgischen Landschaft organisiert wird. Schließlich schlug er der Versammlung eine Erhöhung der Mitgliederbeiträge vor. Die Beiträge der Pflichtmitglieder sind bereits zu Beginn des Jahres erhöht worden. Die Versammlung stimmte mit großer Mehrheit der Erhöhung des Beitragssatzes für Einzelpersonen von 31 auf 40 Euro und für Vereine und Institutionen von 26 auf 35 Euro zu. Die letzte Beitragserhöhung liegt 20 Jahre zurück. Schließlich wurde dem Haushalt und der Haushaltssatzung 2013 zugestimmt und der Vorstand entlastet.

Abschließend dankte Thomas Kossendey den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Geschäftsstelle für die fachlich sehr gute, engagierte und motivierende Zusammenarbeit. Das sei keineswegs selbstverständlich. Auf sie sei stets Verlass, was mit großem Beifall gewürdigt wurde.

Ein junger und dynamischer alter Verein

Der MTV Jever feiert 150-jähriges Bestehen und ist damit einer der ältesten Sportvereine im Oldenburger Land

Text und Foto von Henning Karasch

Der MTV Jever ist zwar alt an Jahren, aber dennoch jung und dynamisch: Auf diese Feststellung legt Eckhard Kohls, Vorsitzender des Männerturnvereins (MTV) Jever, großen Wert. Und deshalb war auch das Motto des Familientages zum 150-jährigen Bestehen des Vereins, der einer der ältesten Sportvereine im Oldenburger Land ist, darauf abgestimmt. Der MTV besitzt eine Sportanlage mit vier Hallen- und acht Außenplätzen für Tennis (Kosten: 2,9 Millionen DM), Beachvolley- und Beachhandballfelder und den Gerätepark „Top-fit“ mit Gymnastikhalle und Sauna (Kosten: 1,7 Millionen DM).

> Im Geiste Jahns sollten Körper, Geist und Seele allseitig ausgebildet werden

Nach Angaben von Eckhard Kohls, seit 1987 Vorsitzender, kümmern sich rund 150 Mitarbeiter und Übungsleiter um die circa 2100 Mitglieder. Eine „Säule“ im Verein sei der Gesundheitssport, sagte er beim Familientag. Jan Unger, Diplom-Sportwissenschaftler und hauptamtlicher Geschäftsführer, wies vor allem auf die attraktiven Angebote für Kinder und Jugendliche hin.

In dem zum Jubiläum erschienenen Buch „150 Jahre Männerturnverein Jever 1862 bis 2012 – ein illustrierter Rückblick“ von Klaus Andersen wird die Vereinsgeschichte aufgearbeitet, die damit begann, „dass die Herren Probst und Tanger“ zum 20. Juni 1862 „alle Freunde des Turnens freundlichst“ in den Rüstringer Hof einluden, um dem „vielseitig ausgesprochenen Wunsch nachzukommen, dass auch in Jever ein Turnverein gegründet werden möge“. Im Geiste Friedrich Ludwig Jahns gründeten dann 53 Bürger einen Männerturnverein, um „Körper, Geist und Seele allseitig auszubilden“. Die Satzung wurde auf der Hauptversammlung am 26. Juni 1862 genehmigt. Die Vereinsmitglieder trieben nicht nur Sport, sondern hörten und hielten Vorträge, sangen gemeinsam und nahmen zuweilen auch Einfluss auf die Politik: So richtete der MTV-Turnrat 1863 eine Petition an den Oldenburger Landtag, in der er um die Aufnahme von Turnunterricht in alle Lehrpläne und die Ausbildung von Turnlehrern bat. Schon 1868 war der MTV Jever nach dem Oldenburger Turnerbund zum zweitgrößten Turnverein des Landes aufgestiegen. Die erste Turnhalle wurde im Juli 1867 eröffnet, nachdem zuvor einiges an Überzeugungsarbeit hatte geleistet werden müssen, um der Bevölkerung die Notwendigkeit zu erklären, dass ganzjährig, also auch im Winter, geturnt werden sollte. 1896 gründeten 60 Frauen die Damenturnabteilung.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde das Vereinsleben im November 1945 wieder aufgenommen, allerdings musste der MTV zunächst den alten Namen ablegen und sich als TV Jever eintragen. Bis in die 1980er-Jahre hinein wurde eine Reihe von neuen Turnhallen gebaut, sodass der MTV heute acht Turnhallen nutzen kann. Die Mitgliederzahl stieg seit der Wiedergründung beständig, Ende der 1960er-Jahre waren es 1000, 1975 wurde die Zahl 2000 überschritten. Der Höchststand lag 1990 bei 2589 Mitgliedern. Die derzeit rund 2100 Mitglieder verteilen sich auf den Fitnesspark (700), Tennis (300), Turnen (400), Handball (325), Aerobic und Tischtennis (jeweils 200), Volleyball (75), Budo und Badminton (jeweils 30).

Ein maritimes Jahrhundert-Bauwerk

Der JadeWeserPort in Wilhelmshaven

Von Günter Alvensleben

Wenn auch nur relativ wenige Kilometer zur oldenburgischen Nordseeküste gehören, schreibt das Oldenburger Land wieder einmal herausragende maritime Geschichte. Beim Abschluss des „Jade-Vertrags“ im Jahre 1853, in dessen Rahmen das Großherzogtum Oldenburg 313 Hektar „wertloses“ Land an das Königreich Preußen verkaufte – die Preußische Marine legte seinerzeit am Jadebusen einen strategisch wichtigen Hafen an –, konnte allerdings niemand ahnen, dass hier die Seeschifffahrt zukunftsweisende Akzente setzen würde. Denn es entstand nicht nur ein bedeutender Marinehafen – heute der größte Standort der Bundesmarine –, sondern auch die Stadt Wilhelmshaven verdankt dieser Entwicklung ihre Existenz. Jetzt ist ein Containerhafen der Superlative hinzugekommen, der als maritimes Jahrhundert-Bauwerk zumindest in Deutschland grandiose technische Maßstäbe setzt.

Seit dem 21. September 2012, 15 Uhr, besitzt Wilhelmshaven „offiziell“ nach viereinhalbjähriger Bauzeit mit dem „JadeWeserPort“ sowohl den ersten und einzigen tidefreien Tiefwasserhafen in Deutschland als auch einen der größten, wettbewerbsfähigen Containerhäfen Europas. Noch stehen etliche Baumaßnahmen bevor. Aber gemeinsam mit Niedersachsens Ministerpräsident David McAllister, Niedersachsens Wirtschaftsminister Jörg Bode und Bremens Bürgermeister Jens Böhrnsen freuten sich an diesem Tag die Geschäftsführer Axel Kluth (JadeWeserPort Realisierungsgesellschaft mbH & Co. KG), Dr. Jan Miller (JadeWeserPort Logistics Zone GmbH

Oben: Kontraste im Zeitalter der Containerschifffahrt. Ein Topsegelschoner, Teilnehmer der Regatta „JadeWeserPort-CUP 2012“, vor den neuen Anlagen des JadeWeserPort. Foto: Günter Alvensleben

Rechts: So sehen die Initiatoren und Fachleute den JadeWeserPort nach der endgültigen Fertigstellung und Inbetriebnahme aller für den Hafenbetrieb notwendigen Einrichtungen. Foto: JWP

& Co. KG) und Emanuel Schiffer (Bremer Betreibergruppe EUROGATE, Container-Terminal Wilhelmshaven) sowie 1.000 geladene Gäste über den Start in eine hoffnungsvolle Zukunft der Containerschifffahrt in Deutschland. Als Auftakt war der 300 Meter lange dänische Container-Frachter „Maersk Laguna“ an der Kaje vor Anker gegangen.

Gebaut für die nächste Generation können in Wilhelmshaven – wenn sich die Container-Schifffahrt weiter so rasant entwickelt – bis zu 400 Meter lange Schiffe mit einem Tiefgang von 16,5 Meter und mit einer Ladekapazität von bis zu 14.000 Container abgefertigt werden. In der Tat sind die Dimensionen des JadeWeserPort mehr als eindrucksvoll. Die Zahlen und Daten sprechen für sich. Das gesamte Hafengelände hat einschließlich Logistik- und Servicebereich eine Größe von 360 Hektar, das entspricht einer Fläche von 400 Fußballfeldern. Zur Landgewinnung für den Gesamtbereich wurden mit Spezialbaggern 46 Millionen Kubikmeter Sand gut 7,5 Meter hoch aufgespült. Die Wassertiefe vor der insgesamt 1.750 Meter langen Kaje (endgültige Fertigstellung 2013) beträgt 18 Meter. 16 der weltgrößten Containerbrücken (mit 78 Meter langen Auslegern) werden zukünftig für die Ent- und Beladung der Container-Frachter sorgen. Die Portalanlage ist sechsgleisig angelegt, im Rangierbahnhof stehen 16 Gleise zur Verladung von Containern zur Verfügung.

Im neuen Schlepper- und Servicehafen, der mit elf Pontons ausgerüstet ist, finden bis zu neun Schlepper Platz; auch Lotsen- und Versorgungsschiffen steht der Hafen zur Verfügung. Über eine hochmoderne Leitstelle und einem Port Office werden alle im JadeWeserPort anfallenden Arbeitsvorgänge abgewickelt. Das hafennahe Güterverkehrszentrum mit großzügigen Gewerbe- und Logistikflächen, mit Bahnterminal und Truck-Service-Center entspricht allen technischen Voraussetzungen. Man geht davon aus, dass in Wilhelmshaven jährlich 2,7 Millionen Container umgeschlagen werden. Der JadeWeserPort hat einen direkten Autobahnanschluss (A 27 beziehungsweise E 234), die Bahnanbindung (Bahnstrecke Richtung Oldenburg) erfährt ebenfalls einen modernen Ausbau.

Auch an den interessierten Besucher wurde gedacht. Im JadeWeserPort-Infocenter informiert die interaktive Ausstellung „Schifffahrt erleben – Zukunft begreifen“ über die Bedeutung des so wichtigen Containerhafens. Die Gebäudeplattform gibt den Blick frei auf das quirlige Hafengelände. Zum Schutz des angrenzenden „Nationalparks Niedersächsisches Wattenmeer“ (UNESCO-Weltnaturerbe) wurden besondere ökologische Ausgleichsflächen mit entsprechenden Anpflanzungen geschaffen. Kein Zweifel: Die Seehafenstadt Wilhelmshaven und das Oldenburger Land können mit dem neuen hochkarätigen maritimen Top-Angebot weltweit punkten.

Mensch, Fisch!

Ausstellung im Landesmuseum für Natur und Mensch

Von Kea Heeren

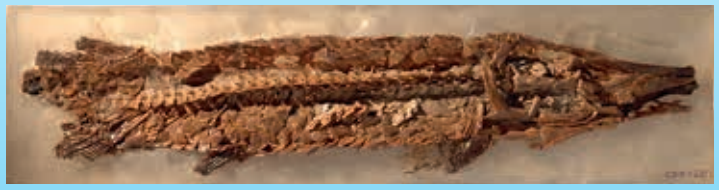
*Sonia Schadwinkel (*1965), Koi, Zuchtform Showa, Acryl, 2010.* Foto: Wolfgang Kehmeier/ LMNM

Am 10. November startet die Sonderausstellung „Mensch, Fisch!“ im Landesmuseum Natur und Mensch in Oldenburg, die bis zum 7. April 2013 bestaunt werden kann.

Diese Ausstellung mit dem Motiv rund um den Fisch und seiner Wechselbeziehung zum Menschen soll dem Betrachter einiges zum Nachdenken, aber auch zum Lachen mitgeben. So wird zum Beispiel ein thematischer Schwerpunkt auf den Fischfang gelegt, aber auch sonst wird dem Besucher vieles geboten. Angefangen von der Definition „Was macht einen Fisch aus?“ bis hin zu interaktiven Spielen, die vor allem für die kleinen Gäste interessant sein dürften. Die Ausstellung ist in acht Hauptthemenfelder unterteilt, sodass für jeden Besucher etwas dabei ist.

Der Hintergrund der Sonderausstellung lässt sich laut Museumsdirektor Dr. Peter-René Becker auf das emotionale Verhältnis der Norddeutschen zum Fisch und den regionaltypischen Hintergrund zurückführen, denn es zeigt sich, dass der Verzehr von Fischen in Norddeutschland deutlich höher ist als im Süden. Die Ausstellung soll somit einen verantwortungsvollen Umgang mit den Fischen als Nahrungsmittel, aber auch als Tier aufzeigen. Unter dem Aspekt wird in der Ausstellung auch die Problematik der Überfischung und deren Folgen thematisiert.

„Mensch, Fisch!“ löst sich von dem Gedanken, den Fisch als reines Nahrungsmittel zu betrachten, denn der Fisch ist so viel mehr, er ist das am häufigsten gehaltene Haustier und hat auf den Betrachter, durch seine ruhige Aura und seine fließenden Bewegungen, einen beruhigenden Einfluss und versetzt ihn in eine Art meditatives Umfeld. Auch in der Forschung spielen diese Bewegungen eine große Rolle, ob in der Biomedizin oder in der Automobilbranche, ihre Reaktionen und Formen sind Vorbilder für viele Autos wie das „Bionic Car“ oder helfen bei der Erforschung von Krankheiten wie Krebs oder auch ADHS.



Fossiler Knochenhecht Obaichthys decoratus, ca. 120 Millionen Jahre, Vorkommen: Nordost-Brasilien und Marokko (damals zusammenhängend), eines von bislang drei gefundenen Exemplaren. Foto: Jens Lehmann, Geowiss. Sammlungen Univ. Bremen

Des Weiteren greift die Ausstellung ausführlich Aspekte aus der Geschichte, der Topografie, der Evolution, der Mythologie und der Kunst auf. So wird beispielsweise erwähnt, dass Fische weltweit als überwiegend positiv gesehen werden, sei es als Symbol der Fruchtbarkeit oder des Glückes.

All diese interessanten Aspekte greift die Sonderausstellung auf, und mit beeindruckenden Exponaten, wie einem Stör aus der Ems oder einem Riesenhai, welcher vor der Deutschen Bucht in den 70er-Jahren gestrandet ist, oder Exkursionen und Workshops wird die Ausstellung zu einem absoluten Highlight, die nicht nur für Angler und Fischliebhaber interessant sein dürfte.

Weitere Informationen zu den Öffnungszeiten oder speziellen Angeboten finden sie auf www.naturundmensch.de
Preise: 4 €/ermäßigt 2,50 €, Familienkarte 6 €

Bekannt und markant

Ausstellung der Sezession Nordwest

Text und Fotos von
Alexander Langkals

Zum wiederholten Male widmet die Sezession Nordwest ihre Dezember-Ausstellung verstorbenen Künstlern. Wurde im vergangenen Jahr mit Jürgen Wild einem Gründungsmitglied der Sezession Nordwest selbst gedacht, so sind es in der aktuellen Ausstellung vier bekannte Wilhelmshavener Künstler verschiedener Jahrgänge.

Helmut Tönsing ① (1926 – 1995) befasste sich intensiv mit der Zeichnung, bevor er Mitte der 50er-Jahre an der Düsseldorfer Kunsthochschule studierte. Ausstellungen in Düsseldorf, Hamburg, Köln und St. Gallen folgten zahlreiche Ausstellungen in der Heimatregion, darunter wiederholt in der Wilhelmshavener Kunsthalle.

Ein typisches Motiv in seinem Werk ist der Baum als Symbol des Lebens, dem er wie vielen anderen seiner Motive auf ausgedehnten Spaziergängen begegnete und mit dem sicheren Zeichenstrich festhielt. Überhaupt griff Tönsing auf eigene Skizzen zu, verwendete keine „Fremdvorlagen" wie Fotos oder Zeitungsbilder. Der Blick fällt auf das Einfache, Unprätentiöse – Spuren schlichten Lebens in der heimatlichen Gebundenheit.

Neben dem gespachtelten oder auch lasierend gemalten Ölbild hat Tönsing in Aquarell und Radierung weitere Ausdrucksmöglichkeiten gefunden. Ein großes Augenmerk legte er auf die Professionalisierung der Aquatinta.

Klaus Zegenhagen ② (1933 – 2003) studierte zunächst an der Werkkunstschule Hannover, später an der Hochschule für Bildende Künste Hamburg grafische Techniken, Zeichnung und Malerei. Spuren seiner Lehrer, etwa Wunderlich, Hundertwasser und Schumacher, sind in vielen seiner Kunstwerke enthalten.

Vielen Wilhelmshavenern ist Klaus Zegenhagen als Kunsterzieher vertraut. Das eigene künstlerische Werk ist geprägt von einem Miteinander gegenständlicher wie informeller Arbeiten, die sich dem Zufall als stilbildendem Element in unterschiedlichen Techniken bedient haben.

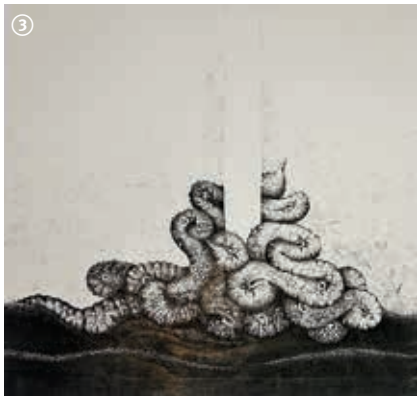
①

②

Christian Roos ③ (1940 – 1998), der sich Autodidakt in verschiedenen Berufen nannte, schuf zeit seines Lebens Kunst. Eine Kunst, in der er die eigene Innenwelt auszudrücken und anderen verständlich machen wollte. Entsprechend nahm die Frage der Formulierbarkeit des Unbekannten einen wichtigen Platz innerhalb seines Kunststils ein.

„Ich verordne mir die Medizin der zeichnerischen Konzentration", wie er selbst formulierte, um seine unterschiedlichsten Vorstellungen kontrolliert in eine formale Gestaltung überführen zu können. 1973 eröffnete er mit zwei Freunden das bekannte Bistro in der Gökerstraße, in dem zuvor die Galerie Art Formation beheimatet war und wo eigene wie fremde Bilder präsentiert wurden und werden.

Olaf Marxfeld ④ (1959 – 1992) studierte Kunstgeschichte und Soziologie in Kiel. Kontakte mit verschiedenen Künstlergruppen und Psychiatrieerfahrungen durch Klinikaufenthalte wurden malerisch, fotografisch, aber auch schriftstellerisch formuliert. Nach seinem Freitod fanden sich in seinem Atelier gut 350 Bilder auf Leinwand, mappenweise Zeichnungen, Gouachen und Fotografien sowie Literatur und Tonarbeiten.


③

④

Zentrales Thema war das Porträt auf der Suche der eigenen Befindlichkeit, das sich künstlerisch an Bildern der Gruppe COBRA, von Rainer, Brus und Artaud orientiert. Neben Ausstellungen in Deutschland, Lodz und Warschau markiert die Ernennung zum Künstler des Jahres 1988 durch die Kunsthalle und den Kunstverein Wilhelmshaven seine künstlerische Wertschätzung. Das Ministerium für Wissenschaft und Kultur in Hannover räumte ihm eine Gedenkausstellung über fünf Etagen ein.

Bis zum Neujahrstag 2013 bietet die Sezession Nordwest in ihren Räumlichkeiten die Gelegenheit zur Wiederbegegnung mit sehr unterschiedlichen Kunstwerken dieser bekannten und markanten Wilhelmshavener Künstler.

Sezession Nordwest e. V.
Virchowstraße 37, Wilhelmshaven
6. Dezember 2012 bis 1. Januar 2013

Vorstandsmitglieder im Oldenburger Prinzenpalais, von links: Gregor Schober (Vorsitzender), Prof. Dr. Gunilla Budde (stellv. Vorsitzende), Steffen Opitz (Vorstand) und Prof. Dr. Rainer Stamm (Direktor des LMO).

1.000 Kunstfreunde für das Landesmuseum

Die Oldenburgische Museumsgesellschaft wächst zügig

Von Gregor Schober (Text) und Hendrik Reinert (Fotos)

Im Herzen Oldenburgs liegen mit dem Schloss, dem Prinzenpalais und dem Augusteum drei der bedeutendsten Baudenkmäler des Oldenburger Landes. In ihnen bewahrt das Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte das kulturelle Erbe des Oldenburger Landes. Zigtausende Objekte – von großer Kunst bis hin zu kleinen Alltagsgegenständen – werden hier gesammelt, bewahrt, erforscht und über Ausstellungen zugänglich gemacht.

Darüber hinaus ist das Landesmuseum eines der führenden Kunstmuseen in Norddeutschland. Weit spannt sich der Bogen durch die Kunstgeschichte – von goldgrundig leuchtender, mittelalterlicher Tafelmalerei über die beeindruckende Grafikkollektion und farbig sprühende Bilder der Expressionisten bis hin zu sperrigen Nachkriegspositionen – wie sie zuletzt die erfolgreiche Baselitz-Ausstellung präsentierte.

Diese enorme Bandbreite der Sammlungen des Hauses erschließt sich nicht auf einen Blick, nicht mit einem Besuch. Die delikaten Werke der Altmeistersammlung im Augusteum zum Beispiel entfalten ihre Wirkung eher gut dosiert, in mehreren konzentrierten Begegnungen, vielleicht im Anschluss an einen Spaziergang durch den nahen, bald winterlichen Schlossgarten. Eine halbe Stunde vor dem „Heiligen Hieronymus“ von Anthonis van Dyck, ein paar Minuten vor der vereisten niederländischen Landschaft oder vor dem anspielungsreichen flämischen Stillleben entführen auf kurze Zeitreisen in vergangene Epochen, wie sie so intensiv wohl nur Kunstwerke zu vermitteln vermögen.

Kunstfreunde in guter Gesellschaft

Die Augen für diese Schätze zu öffnen, Menschen für die Häuser des Landesmuseums zu gewinnen und mit ihrer Unterstützung die Sammlungen auch im 21. Jahrhundert zu ergänzen – diese schöne und verdienstvolle Aufgabe fällt seit mehr als 100 Jahren der Oldenburgischen Museumsgesellschaft zu. 1909 gegründet, bringt sich der Verein unter neuer Führung wieder entschlossen in Position. Dabei verfolgt er drei Ziele: die zügig wachsende Zahl eigener Mitglieder durch eine vielfältige Reihe attraktiver Veranstaltungen zu begeistern, das Haus mit großzügig bemessenen Mitteln zu unterstützen und über all das einer interessierten Öffentlichkeit immer wieder zu berichten.

1.000 Mitglieder sollen es bis 2015 sein. Darunter 100 Fördermitglieder. Empfänge zu besonderen Ausstellungen und ein Benefiz-Dinner, exklusive Führungen und Exkursionen zu

bedeutenden Museen im In- und Ausland, inspirierende Gespräche mit Künstlern und Kennern, aber auch gesellige Abende in dem ab 2013 unter neuer Leitung wieder aufblühenden Museums-Restaurant sollen zu einem reichen gesellschaftlichen Leben des Vereins beitragen – eines Vereins, in dem sich Menschen begegnen, die durch die Freude an der Kunst und an der Geschichte ihrer Region zusammengeführt werden.

„Das schafft ihr nie" – war die erste Reaktion auf dieses Ziel. Doch bereits 2012 konnte die Zahl der Mitglieder verdreifacht, die Summe der Mitgliedsbeiträge verzehnfacht werden. Das umfangreiche Programm für 2013 steht, das Erscheinungsbild der traditionsreichen Gesellschaft wurde vollständig erneuert. Heute präsentiert sich die Museumsgesellschaft als deutlich verjüngter, dynamischer, attraktiver Förderverein.

Innovativ: Die 1. Oldenburger Museumspromenade

Damit all dies in gutem Einvernehmen mit den anderen tatkräftigen und erfolgreichen Fördervereinen in der Stadt und im Oldenburger Land geschieht, hat die Museumsgesellschaft 2012 die Oldenburger Museumspromenade initiiert. Mit dieser neuen Veranstaltung sollen die Sammlungen aller Oldenburger Museen an einem Sonntagnachmittag über ausgewählte Glanzlichter erfahrbar werden. Dazu schließen sich das Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte mit seinen drei Häusern, die Stadt – mit dem Horst-Janssen-Museum, dem Edith-Ruß-Haus und dem Stadtmuseum – sowie das Museum für Natur und Mensch und die Landesbibliothek zu einer Kooperation zusammen.

Zu Beginn der Museumspromenade versammeln sich 400 Gäste im Schloss. Von dort verteilen sie sich nach dem Losverfahren in Gruppen von je 50 Kunstinteressierten auf acht Museen, um dort jeweils ein einziges, besonderes Objekt der Sammlung in einem 30-minütigen Vortrag präsentiert zu bekommen. Drei Vorträge folgen aufeinander – daraus entsteht die Promenade. Am späten Nachmittag treffen sich alle Gäste wieder im Schloss, um sich bei einem Glas Wein und einem leichten Imbiss über die gewonnenen Eindrücke auszutauschen.

Die „1. Oldenburger Museumspromenade" findet am Sonntag, dem 17. Februar 2013, statt. Sie beginnt um 14 Uhr im Schloss. Weitere Informationen und 400 limitierte Karten für 20 Euro pro Person (inkl. drei Vorträgen, Wein und Imbiss) gibt es ab dem 15. Dezember in allen beteiligten Museen.

Das nächste große Ereignis ist das „1. Benefiz-Dinner der Oldenburgischen Museumsgesellschaft" im prachtvollen Schlosssaal des Landesmuseums, das im Herbst/Winter 2013 zum ersten Mal stattfinden wird. Auch hierüber wird zu gegebener Zeit im *kultur*land oldenburg berichtet.

Der neue Auftritt

Mit runderneuertem Auftritt präsentiert sich die Oldenburgische Museumsgesellschaft seit dem 1. Dezember 2012 sowohl in klassischen Printmedien als auch auf ihrer Webseite www.oldenburgische-museumsgesellschaft.de. Im Laufe des Jahres 2013 soll eine zeitgemäße Applikation für mobile Geräte hinzukommen. Neben HD-Videos zum Landesmuseum werden darin Meisterwerke aus der vielseitigen Sammlung des Hauses vorgestellt. Das Museum„to go" wird es erlauben, zum Beispiel während einer langen Bahnfahrt mehr über zentrale Objekte des Hauses zu erfahren.

Der runderneuerte Auftritt. Entwurf: Granny & Smith

Info:
Oldenburgische Museumsgesellschaft e. V.
Damm 1 (Prinzenpalais)
26135 Oldenburg
Telefon 0441-220 7300
www.oldenburgische-museumsgesellschaft.de

Jahresbeitrag 50 Euro für Einzelmitglieder
und 75 Euro für Paare

Das Augusteum

Von Großherzog Nikolaus Friedrich Peter gestiftet und bis 1867 durch den Architekten Ernst Klingenberg errichtet, stellt das Augusteum den ersten reinen Museumsbau in Nordwestdeutschland dar. Die Museumsgesellschaft unterstützt das Landesmuseum in dem Bemühen, den im Stil an Florentiner Palazzi angelehnten Bau nach entstellenden Umbauten der 70er-Jahre wieder in den ursprünglichen Zustand zurückzuversetzen und zugleich einer umfassenden technischen Gebäudesanierung zu unterziehen. Es wäre dann das einzige Ausstellungsgebäude in Oldenburg, das internationalen Leihstandards entsprechen würde. Das Augusteum beherbergt zurzeit die Altmeistersammlung des Landesmuseums für Kunst und Kulturgeschichte.

Landesmuseum
für Kunst und
Kulturgeschichte
Oldenburg

Ein Florentiner Knabe in Oldenburg

Weder Maler noch Jüngling sind bis heute eindeutig identifiziert

Von Alice Anna Klaassen

Der Oldenburger Großherzog Nikolaus Friedrich Peter (1827 – 1900) erwarb 1869 aus der Sammlung des Grafen Castelbarco in Mailand das Bildnis eines Knaben, welches zum Zeitpunkt des Kaufs als Werk des Venezianers Tintoretto galt. Fünfzig Jahre später, 1920, schrieb Hermann Voss das Porträt dem Florentiner Manieristen Francesco Salviati (1510 – 1563) zu und benannte Garcia de' Medici (1547 – 1562) als Dargestellten. Sowohl die Zuschreibung als auch die Identifizierung des Jünglings sind bis heute nicht eindeutig geklärt.

Das als Kniestück gefertigte Bildnis zeigt einen etwa acht- bis zehnjährigen Knaben vor einem samtenen bordeauxroten Wandbehang. Die seitlichen, mit Goldfäden durchwirkten Bordüren schmücken ein florales Muster und bilden eine Art Rahmung innerhalb des Bildes, durch die der in Dreiviertelansicht gemalte Junge hervortritt. Mit seinen auffallend großen dunklen Augen und ernstem Blick fixiert er den Betrachter. Unter seinem aufwendig verzierten dunklen Wams trägt er ein mit feinen Stickereien besetztes Gewand in Gold. Der Kragen dieser Robe ist mit einem roten Dekor geschmückt und nimmt die Farbe des Hintergrunds wieder auf. In seiner rechten Hand hält der Knabe eine kleine Rose in einem blässlichen Violett. Seinen linken Arm stützt er auf eine schwarzbraune gedrechselte Strebe, vermutlich die Rückenlehne eines Stuhls. Die Pose verleiht dem Knaben etwas Artifizielles, das nicht nur dem Porträttenor des Manierismus mit seinem über das Natürliche hinausgehenden, idealisierten Stil entspricht, sondern in seiner „sprezzatura" (Anmut) einer bildlichen Umsetzung des von Baldassare Castiglione (1478 – 1529) beschriebenen und in seinem 1528 publizierten Buch über den Höfling gleicht („Il Libro del Cortegiano").

Das abgebildete Kind entspricht in Kleidung und Darstellung also bereits der Vorstellung des zu erwartenden jungen Mannes in späteren Jahren und ist seit dem 15. Jahrhundert eine übliche Form des standesgemäßen Porträts. Kinder aus aristokratischen Kreisen wurden nicht nur aus dokumentarischen Gründen gemalt, vielmehr dienten ihre Bildnisse ferner der Präsentation in anderen Herrscherhäusern als eine Art der vorehelichen Bestandsaufnahme. Vor allem bei den Mädchen war dies üblich. In Hinblick auf das Oldenburger Bild lässt vor allem die Blume in der Hand des Knaben an ein solches Verlöbnisbild denken, wenngleich die Nelke, und nicht die Rose, die entsprechende symbolträchtige Blume hierfür ist. Dessen ungeachtet spricht die Tatsache, dass es sich hier sehr wahrscheinlich um einen der Medici-Knaben handelt, für diese mögliche Deutung. Die mächtige Florentiner Kaufmannsfamilie vermählte ihren Nachwuchs nur zu gerne mit dem europäischen Hochadel, um den eigenen Status zu legitimieren und an Einfluss zu gewinnen. Für die Aristokratie hingegen waren die Medici aufgrund ihres finanziellen Wohlstands wichtige Bündnispartner, um ihre persönlichen Interessen zu sichern.

Doch unabhängig von der Funktion des Porträts stellt sich die Frage nach dem Künstler und der Identität des Dargestellten. Die Zuschreibung an Francesco Salviati, eigentlich Francesco de' Rossi oder auch Cecchino del Salviati genannt, geht auf die stilistischen Ähnlichkeiten eines 1543/45 datierten Bildnisses eines unbekannten jungen Mannes aus dem Museum Poldi Pezzoli in Mailand zurück, das vermeintlich Cosimo I. de' Medici (1519 – 1574), Großherzog der Toskana, zeigt. Der gebürtige Florentiner Francesco Salviati reiste nach seiner Lehrzeit, die er unter anderem bei Baccio Bandinelli und Andrea del Sarto verbrachte, 1531 nach Rom und hielt sich ab 1540 kurzzeitig in Venedig auf. Drei Jahre später kehrte er erstmals wieder in seine Heimatstadt zurück und führte dort einige Aufträge für Cosimo de' Medici aus. In den Jahren zwischen 1548 und 1563

Francesco Salviati (1510 – 1563), Bildnis eines Knaben (Garcia de' Medici?), um 1545/50, Öl auf Leinwand, 67 x 52 cm, Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Oldenburg, Inv. Nr. 15.583.
Foto: Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Oldenburg, Sven Adelaide

arbeitete der Künstler – mit einer kurzen Unterbrechung zwischen 1559/60 – wieder in Rom, bevor er in Florenz verstarb.

Das Oldenburger Bildnis, das einen deutlichen Einfluss der venezianischen Malschule aufweist, kann, sofern es tatsächlich einen der Söhne von Cosimo de' Medici darstellt, frühestens ab 1543 entstanden sein, vermutlich jedoch ab 1545, als Salviati unter anderem die Fresken mit dem Triumph des Furius Camillus im Palazzo Vecchio fertiggestellt hatte. Geht man davon aus, dass der Knabe zwischen acht und zehn Jahren alt ist, kommen für die Identität eigentlich nur Francesco (1541 – 1587), der spätere Nachfolger seines Vaters, oder sein Bruder Giovanni (1543 – 1562), der spätere Bischof von Pisa, infrage. Der jüngere Bruder Garcia de' Medici wurde erst 1547 geboren und verstarb, wie seine Mutter Eleonore von Toledo (1522 – 1562) und Giovanni, im Jahr 1562 vermutlich an der Malaria. Vergleicht man die Bildnisse von Francesco und Giovanni, die unter anderem von Salviatis Malerkollegen Agnolo Bronzino (1503 – 1572) angefertigt wurden, mit dem Bild aus dem Landesmuseum, so ist vor allem die Ähnlichkeit des Oldenburger Knaben mit Francesco auffällig. Auch die Datierung des Porträts in den Zeitraum von 1545 bis 1550 stimmt mit dem geschätzten Alter des Knaben und dem tatsächlichen Alter Francescos überein. Bei allen Gemeinsamkeiten ist jedoch die unterschiedliche Gesichtsform im Vergleich der Bildnisse von Bronzino und Salviati unverkennbar. Ob dies der Ungenauigkeit beim Porträtieren im Allgemeinen zuzuschreiben ist oder ob, außer Salviati, vielleicht auch dessen Schüler Giuseppe Porta (1520 – 1575) eine Mitarbeit zugewiesen werden kann, muss offen bleiben. Es steht zu hoffen, dass zukünftige Forschungen die Identität des Knaben und damit auch die definitive Autorschaft des Künstlers zutage bringen.

kurz notiert

Die katholische Kirche St. Peter und Paul in Scharrel.
Foto: Münsterländische Tageszeitung

Dr. Julia Schulte to Bühne.
Foto: Niedersächsischer Heimatbund e. V.

Ausstellung „Heinrich Hartong – künstlerische Streifzüge" in Dinklage.
Foto: Andreas Kathe

Hundsmühler Straße 46.
Foto: Torben Koopmann

Der Spruchstein konnte beim Abriss des Wohnhauses Hundsmühler Straße 46 geborgen werden.
Foto: Jörgen Welp

Am 9. September 2012 wurde das 150-jährige Jubiläum der Fertigstellung der katholischen Kirche **St. Peter und Paul** in **Scharrel** (Saterland) gefeiert. Das Bauwerk wurde nach Plänen des Architekten Johann Bernhard Hensen (1828 – 1870) als neugotische Hallenkirche errichtet.

Neue Geschäftsführerin des **Niedersächsischen Heimatbundes** (NHB) ist seit 15. September 2012 **Dr. Julia Schulte to Bühne**. Sie war zuvor als Projektleiterin der Stiftung Kulturschatz Bauernhof und als Geschäftsführerin des Monumentendienstes Weser-Ems in Cloppenburg tätig. Der bisherige NHB-Geschäftsführer **Dr. Wolfgang Rüther** war zum 31. März 2012 ausgeschieden und als Geschäftsführer an das Schleswig-Holsteinische Freilichtmuseum in Molfsee bei Kiel gegangen.

Die **Oldenburgische Schwesternschaft des Deutschen Roten Kreuzes** feierte am 15. September 2012 ihr 100-jähriges Bestehen. Die 1912 im brandenburgischen Seelow gegründete Krankenpflegeschule ist seit 1947 beim Landeskrankenhaus Sanderbusch angesiedelt. 1959 erbaute die Schwesternschaft in Oldenburg an der Bodenburgallee ein eigenes Mutterhaus.

Der Bürger- und Kulturring Stadt Dinklage e. V. zeigte vom 15. bis 30. September 2012 auf Burg Dinklage die Ausstellung „**Heinrich Hartong** – künstlerische Streifzüge" mit Werken des Dinklager Künstlers Heinrich Hartong (1931 – 2010). Der Dinklager Kunstpädagoge, Künstler, Naturschützer und Heimatfreund Heinrich Hartong, Träger der Ehrengabe des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland, starb am 2. Juni 2010 im Alter von 78 Jahren. Sein Bruder Prof. Dr. Konrad Hartong (1928 – 2004) war Rektor der Pädagogischen Hochschule Osnabrück, sein Vater Dr. Konrad Ernst gen. Kurt Hartong (1894 – 1980) Oberkreisdirektor des Landkreises Cloppenburg und Gründungsmitglied der Oldenburg-Stiftung, sein Großvater Konrad Wilhelm Heinrich Hartong (1861 – 1933) kommissarischer Regierungspräsident des oldenburgischen Landesteils Birkenfeld.

Ende September 2012 wurde das Oldenburger Wohnhaus **Hundsmühler Strasse 46** abgebrochen. Es stammte im Kern aus dem Jahre 1806 und war wohl eines der ältesten erhaltenen Gebäude im Oldenburger Stadtteil Eversten. Ursprünglich wurde das Gebäude als Bauernhaus der Familie Hake anstelle eines abgebrannten Vorgängerbaues errichtet. Eine Besonderheit war der Spruchstein mit der ältesten erhaltenen Hausinschrift in Eversten, der in den Giebel eingelassen war und beim Abbruch geborgen werden konnte. Der Spruch lautet: „A(nno) 1806. Gott du nimmst und giebst. Gieb, weil Du unser Vater bist. Vor allen, was uns selig ist".

Dr. Claudia Gianetti.
Foto: Edith-Russ-Haus

Telegraf in Brake mit Mitgliedern der Arbeitsgemeinschaft Oldenburgische Heimat- und Bürgervereine.
Foto: Jürgen Kessel

Dr. Andreas von Seggern.
Foto: Stadtmuseum

Udo Elerd. *Foto: Stadtmuseum*

Seit 1898 diente das Haus als Pferdestall der damaligen Dampfziegelei Carl Dinklage am Hausbäker Weg, durch deren Tonabbau die heutige Tonkuhle entstand. Auf dem Grundstück werden jetzt zwei Mehrfamilienhäuser errichtet. – *Literatur: Georg Bredehorn: Eversten. Von 1200 bis ins 20. Jahrhundert, Oldenburg 2001, S. 186 – 188.*

Neue Leiterin des **Edith-Russ-Hauses für Medienkunst** in Oldenburg ist seit 1. Oktober 2012 **Dr. Claudia Gianetti**. Die gebürtige Brasilianerin studierte Musikwissenschaften, Betriebswirtschaft und Kunstgeschichte und promovierte an der Universität Barcelona über Ästhetik der Medienkunst. Sie leitete den Barcelonaer Kunstverein L'Angelot und das Medienkunstzentrum Mecad als Direktorin. Sie tritt die Nachfolge von **Sabine Himmelsbach** an, die zum Jahreswechsel 2011/12 als Leiterin des Hauses für elektronische Künste nach Basel wechselte.

Die achte **Herbsttagung der oldenburgischen Heimat- und Bürgervereine** fand am 29. September 2012 im Schiffahrtsmuseum der oldenburgischen Unterweser in Brake statt. Der Hauptvortrag von Horst Henze behandelte ein Projekt des Heimatmuseums Seelze, das der Frage nachging, woher und aus welchen Gründen die Menschen in den letzten 150 Jahren in die Kleinstadt Seelze bei Hannover gekommen sind und wie sie sich dort eingelebt haben. Es handelte sich um eine Veranstaltung der Arbeitsgemeinschaft Heimat- und Bürgervereine der Oldenburgischen Landschaft, der Stadt Brake und der Braker Bürger- und Heimatvereine.

Am 7. September 2012 starb Studiendirektor a. D. **Dr. Ottheinrich Hestermann** im Alter von 85 Jahren. Er unterrichtete Deutsch und Latein am Neuen Gymnasium Oldenburg, engagierte sich als Vorsitzender und Ehrenvorsitzender der Deutsch-Italienischen Gesellschaft Oldenburg und verfasste die Bücher „Schulzeit im Dritten Reich" (Oldenburg 1994) und „Italienisch – die schöne Sprache des Belpaese" (Oldenburg 2009).

Seit 1. Oktober 2012 ist der Historiker **Dr. Andreas von Seggern** stellvertretender Direktor des Stadtmuseums Oldenburg. Zuvor war er Leiter des Bismarck-Museums in Friedrichsruh, Leiter der Archiv- und Museumspädagogik und Referent für historisch-politische Bildung der Otto-von-Bismarck-Stiftung gewesen. Er trat am Stadtmuseum Oldenburg die Nachfolge von **Udo Elerd** an, der in den Ruhestand ging.

Der Naturfotograf **Willi Rolfes**, Geschäftsführender Direktor der Katholischen Akademie Stapelfeld, gewann mit

Weihbischof em. Dr. Max Georg Freiherr von Twickel bei der Segensprechung für die Straßenbenennung nach Pfarrer Heinrich Fresenborg in Goldenstedt. Foto: Lars Chowanietz, Oldenburgische Volkszeitung

Landtags- und Bundestagsabgeordnete vor dem Fürstenbau des Oldenburger Hauptbahnhofes mit Landschaftspräsident Thomas Kossendey (Mitte) und Geschäftsführer Dr. Michael Brandt (rechts). Foto: Jörgen Welp

Wechsel in der Arbeitsgemeinschaft. Landschaftspräsident Thomas Kossendey dankt Professor Dr. Albrecht Eckhardt für seine langjährige ehrenamtliche Tätigkeit als Arbeitsgemeinschaftsleiter. Von links: Thomas Kossendey, Professor Dr. Dietmar von Reeken, Professor Dr. Gerd Steinwascher, Professor Dr. Albrecht Eckhardt. Foto: Anna-Lena Sommer

dem Foto einer fischenden Fluss-Seeschwalbe am 14. Oktober 2012 einen Fotowettbewerb der NABU-Stiftung „Oldenburgisches Naturerbe“ und der Firma CeWe Color.

Nach dem katholischen Pfarrer und NS-Gegner **Heinrich Fresenborg** (1900 – 1986) wurde am 13. Oktober 2012 die Pfarrer-Fresenborg-Straße in Goldenstedt benannt. Weihbischof em. Dr. Max Georg Freiherr von Twickel sprach den Segen bei der feierlichen Einweihung der Straße. Nachdem der junge Geistliche Fresenborg als Pfarrer von Neuscharrel 1941 im Hochamt die Predigt des Münsterschen Bischofs Clemens August Graf von Galen gegen die Euthanasie des NS-Regimes wiedergegeben und unmissverständlich klargestellt hatte, dass das Totspritzen von Kranken und Behinderten Mord ist, wurde er verhaftet und bis 1945 im KZ Dachau unter unerträglichen Bedingungen in „Schutzhaft“ gehalten. Am Goldenstedter Pfarrhaus, in dem er zuletzt lebte, erinnert eine Bronzetafel an den mutigen Priester, in Nikolausdorf (Garrel) ist die Kaplan-Fresenborg-Straße nach ihm benannt.

Am 20. September 2012 veranstaltete die Oldenburgische Landschaft im Fürstenbahnhof des Oldenburger Hauptbahnhofes ein **Gespräch mit Abgeordneten** des Deutschen Bundestages und des Niedersächsischen Landtages aus dem Bereich des Oldenburger Landes. Nach kurzen Impulsreferaten wurden die Themen „Regionale Kulturförderung“ und „Förderung der regionalen Minderheitensprachen“ diskutiert.

Auf der Sitzung der **Arbeitsgemeinschaft Landes- und Regionalgeschichte der Oldenburgischen Landschaft** am 12. November 2012 erfolgte ein Wechsel in der AG-Leitung. Prof. Dr. Albrecht Eckhardt gab nach 16 Jahren sein Amt als AG-Leiter ab. Seine Nachfolge traten gemeinsam Prof. Dr. Dietmar von Reeken (Universität Oldenburg) und Prof. Dr. Gerd Steinwascher (Niedersächsisches Landesarchiv – Staatsarchiv Oldenburg) an.

Das denkmalgeschützte Westersteder Fachwerkhaus **Krömerei** wurde am 31. Oktober 2012 nach umfassender Sanierung als Restaurant und Hotel wiedereröffnet. Die Krömerei ist ein niederdeutsches Hallenhaus aus dem Jahre 1619, das nicht der großen Feuersbrunst von 1815 zum Opfer gefallen ist. Es handelt sich um das älteste erhaltene Wohngebäude in Westerstede. Zum Ensemble gehört auch das Lütje Hus, der frühere Speicher. Der Westersteder Unternehmer Bruno Steinhoff hatte das Baudenkmal im Frühjahr 2012 gekauft, um es zu erhalten und gastronomisch zu nutzen.

Wanderausstellung „250 Jahre Zar Peter III. in Oldenburg

Anlässlich des 250. Thronjubiläums des russischen Zaren **Peter III.** (1728 – 1762) zeigte der Kieler Zarenverein die Wanderausstellung „250 Jahre Zar Peter III., zugleich Herzog von Holstein-Gottorf – Der Kieler Prinz auf dem Zarenthron – 1762 – 2012“, die vom 15. Oktober bis 9. November 2012 auch in der Landessparkasse zu Oldenburg am Oldenburger Schlossplatz zu sehen war. Peter III. war der erste Zar aus dem Haus Romanow-Holstein-Gottorp, das den russischen Thron bis 1917 innehatte, und gilt als fortschrittlicher Reformer. Nach nur einem halben Jahr Regierungszeit wurde der beliebte Herrscher durch ein Komplott gestürzt und ermordet. Im Kieler Schlossgarten soll ein Bronzedenkmal des russischen Künstlers Alexander Taratynow für Peter III. aufgestellt werden.
Die Universitätsstadt Kiel als Zentrum wissenschaftlicher Zusammenarbeit über Grenzen hinweg, Treffpunkt internationaler Sportbegegnungen, maritimes Tor zum Osten mit guten wirtschaftlichen Verbindungen dorthin könnte mit einem „Denkmal für Herzog Carl Peter Ulrich zugleich Zar Peter III.“ in unmittelbarer Nähe der Fähranleger im neugestalteten Schlossgarten einen historischen Anziehungspunkt vorweisen, der unter Deutschlands Städten ohnegleichen wäre.

Oben:
Zar Peter III. von Russland. Staatsgemälde, Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Oldenburg. Foto: Sven Adelaide

Links:
Kieler Zarenverein (Hrsg.): 250 Jahre Zar Peter III. von Russland, zugleich Herzog von Holstein-Gottorf, 1762 – 2012. – Der Kieler Prinz auf dem Zarenthron. Begleitheft zu den Ausstellungen in Kiel und Oldenburg, Kiel 2012. Info: www.ZarPeterIII.de

Am 1. November 2012 wurde **Rita Kropp** als Fachberaterin für Niederdeutsch bei der Oldenburgischen Landschaft verabschiedet. Sie hatte die Fachberatung am 1. Februar 2006 als Nachfolgerin der Ende 2004 verstorbenen **Ilse Cordes** angetreten. Als neue Fachberaterinnen für Regional- und Minderheitensprachen hat die Landesschulbehörde in Lüneburg die Grundschullehrerinnen **Andrea Cordes** (Kirchhatten) für Niederdeutsch und **Ingeborg Remmers** (Saterland) für Saterfriesisch abgeordnet.

Die Reitsportlerin **Sandra Auffarth** aus Bergedorf (Ganderkesee), die bei den Olympischen Sommerspielen 2012 in London Gold und Bronze gewann, wurde am 7. November 2012 von Bundespräsident Joachim Gauck in Berlin mit dem Silbernen Lorbeerblatt geehrt, der höchsten sportlichen Auszeichnung in Deutschland.

Münsterlandtag des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland

In Bakum im nördlichen Landkreis Vechta und damit im Herzen des Oldenburger Münsterlandes fand der diesjährige Münsterlandtag des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland statt. Am 10. November 2012 fanden sich neben den Ehrengästen zahlreiche Besucher ein, um die Festrede des ehemaligen Bundesumweltministers Prof. Dr. Klaus Töpfer zu hören. Dieser fesselte die Zuhörer mit seiner humorvollen Vortragsweise, verstand es aber auch, das Thema Energiepolitik auf regionaler, nationaler und internationaler Ebene ernsthaft zu beleuchten. Vor dem abwechslungsreichen nachmittäglichen Kulturprogramm der Gemeinde Bakum war die Verleihung des Schülerpreises Oldenburger Münsterland der zweite Höhepunkt des Vormittags. Der Heimatbund hatte diesen 2012 zum zweiten Mal ausgelobt und die Gewinner sind folgende: in der Kategorie „Grundschule“ die St.-Martin-Schule Bösel und die Grundschule Halen (beide 1. Preis); in der Kategorie „Sekundarstufe I“ die St.-Johannes-Schule Bakum (1. Preis), die Oberschule Leharstraße Cloppenburg (2. Preis) und das Gymnasium Antonianum Vechta (3. Preis); in der Kategorie „Einzelarbeiten aus der Oberstufe“ wurden ausgezeichnet Sebastian Spille von der Liebfrauenschule Cloppenburg (1. Preis), Philipp Pohlmann von der Liebfrauenschule Cloppenburg (2. Preis) sowie Swantje Hilgeforth vom Gymnasium Lohne (3. Preis).

*Landschaftspräsident Thomas Kossendey überreichte dem Festredner Professor Dr. Klaus Töpfer die letzte Ausgabe der Zeitschrift kultur*land oldenburg *mit dem Schwerpunkt „Naturschutz“. Von links: Hans Lehmann, Bürgermeister der Gemeinde Bakum, Professor Dr. Klaus Töpfer, Jörg Michael Henneberg, Oldenburgische Landschaft, Landschaftspräsident Thomas Kossendey, Hans-Georg Knappik, Präsident des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland.* Foto: Eckhart Albrecht

Ehrenpräsident Horst-Günter Lucke mit Professor Dr. Heinz-W. Appelhoff (Wirtschaftliche Vereinigung Oldenburg „Der Kleine Kreis“). Foto: NWZ Oldenburg

Albrecht Eckhardt.
Foto: privat

Sara-Ruth Schumann.
Foto: Jüdisches Lehrhaus Göttingen

Feierten die Einweihung des Erna-Schlüter-Foyers: Generalintendant Markus Müller (von links) sowie die Vorstandsmitglieder der Erna-Schlüter-Gesellschaft, Frank Thieme und Dr. Manfred Schmoll.
Foto: NWZ, Piet Meyer

Horst-Günter Lucke, Ehrenpräsident der Oldenburgischen Landschaft und ehemaliges Vorstandsmitglied der Bremer Landesbank Kreditanstalt Oldenburg – Girozentrale –, erhielt am 1. November 2012 den „Oldenburger Wirtschaftspreis – im Gedenken an Dr. Hubert Forch“ der Wirtschaftlichen Vereinigung Oldenburg „Der kleine Kreis“. Die Laudatio auf Horst-Günter Lucke hielt der Chefredakteur der Nordwest-Zeitung Rolf Seelheim.

Prof. Dr. Albrecht Eckhardt, scheidender Leiter der Arbeitsgemeinschaft Landes- und Regionalgeschichte der Oldenburgischen Landschaft und ehemaliger leitender Direktor des Niedersächsischen Staatsarchivs Oldenburg, feierte am 3. November 2012 seinen 75. Geburtstag.

Der Heimatforscher **Hans Hermann Francksen**, Träger der Landschaftsmedaille, vollendete am 17. Oktober 2012 seinen 95. Geburtstag. Er trat mit Forschungen zur Siedlungsgeschichte Butjadingens hervor.

Am 27. Oktober 2012 starb **Volker Bernasko,** Bürgermeister der Gemeinde Großenkneten, im Alter von 54 Jahren.

Die **Nautische Verbindung Roter Sand** in Elsfleth feierte am 27. Oktober 2012 ihr 50-jähriges Bestehen.

Sara-Ruth Schumann ist im November 2012 aus gesundheitlichen Gründen von ihrem Amt als 1. Vorsitzende der **Jüdischen Gemeinde zu Oldenburg** zurückgetreten, das sie seit 1982 innehatte. Bis zu den Neuwahlen führt der 2. Vorsitzende Jehuda Wältermann die Geschäfte der Gemeinde.

Die **Freiwillige Feuerwehr Brake** und die **Freiwillige Feuerwehr Oldenburg-Stadtmitte** feierten im Oktober 2012 ihr 150-jähriges Bestehen. Beide Feuerwehren entstanden 1862 als Turnerfeuerwehren, denn die damalige Turnerbewegung des Turnvaters Jahn engagierte sich für das Gemeinwohl. Auf der Jubiläumsfeier der Freiwilligen Feuerwehr Brake am 20. Oktober hielt Landschaftspräsident Thomas Kossendey die Festrede, auf der Feier der Freiwilligen Feuerwehr Stadtmitte am 28. Oktober 2012 sprachen Bürgermeisterin Susanne Menge und der Landtagsabgeordnete Jürgen Krogmann.

Am 20. November 2012 wurde das **Erna-Schlüter-Foyer** im Oldenburgischen Staatstheater eingeweiht. Die Erna-Schlüter-Gesellschaft hat es sich zum Ziel gesetzt, das Andenken an die berühmte Kammersängerin zu pflegen. Der alle zwei Jahre verliehene Gesangspreis sowie das Preisträgerkonzert sind wiederkehrende Ereignisse. Im Zuge der umfassenden Renovierung des großen Hauses wurde das umgestaltete Erna-Schlüter-Foyer vom Generalintendanten Markus Müller und dem Vorstand der Gesellschaft mit einer Feierstunde eröffnet.

Die Oldenburger Germanistin **Dr. Ruth Steinberg-Groenhof,** Mitarbeiterin am Institut für Germanistik der Universität Oldenburg, erhielt für ihre Dissertation „Kinder der Zeit – Leben und Werk der Schriftstellerin Emmi Lewald (1866 – 1946)“ am 28. Oktober 2012 in Solothurn (Schweiz) den erstmals vergebenen Ravicini-Preis für Arbeiten zur Trivialliteratur.

Dr. Willi Real aus Dinklage starb am 29. Oktober 2012 im Alter von 72 Jahren. Bis 2005 leitete er die Abteilung Umweltkommunikation und Kulturgüterschutz und war Stellvertretender Generalsekretär der Bundesumweltstiftung Osnabrück.

Großherzogin Elisabeth von Oldenburg, Kohle- und Kreidezeichnung von Bernhard Winter, Dolmabahçe-Palast Istanbul. Foto: Archiv

Der Deutsche Brunnen in Istanbul ist ein Ziel der Exkursion. Den Mosaikschmuck des Brunnens schuf der aus Oldenburg stammende Künstler August Oetken (1868 – 1951). Bild: Historische Aufnahme, handcoloriert, Sammlung Thomas Kossendey

Auf den Spuren der Großherzogin Elisabeth von Oldenburg nach Istanbul

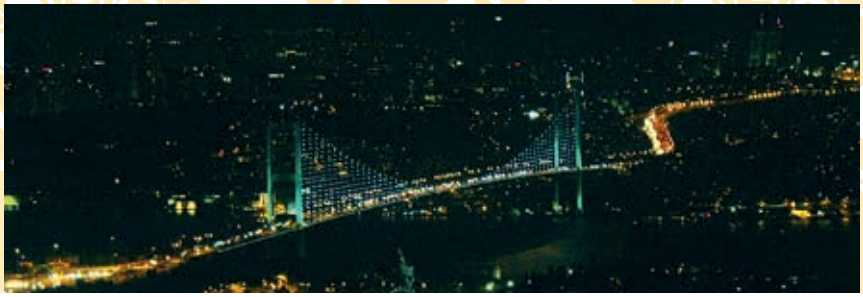
Exkursion der Oldenburgischen Landschaft vom 20. bis 24. Mai 2013

- *Unterkunft im 4-Sterne-Hotel Aziyade in der Altstadt*
- *Vier Übernachtungen im Doppel- bzw. Einzelzimmer mit Frühstück*
- *Flug ab/bis Bremen mit Turkish Airlines*
- *Preis pro Person im Doppelzimmer: 820 Euro, Einzelzimmerzuschlag: 180 Euro*
- *Einzelmitglieder der Oldenburgischen Landschaft erhalten einen Rabatt von 20 Euro*
- *Reiseveranstalter: TUI-Reisecenter Rastede, Telefon 04402 916188, Inhaber: Fred Paucke*
- *Anmeldungen bis zum 1. Februar 2013 an die Oldenburgische Landschaft, Gartenstraße 7, 26122 Oldenburg, Telefon: 0441 779180, Fax: 0441 7791829 E-Mail: info@oldenburgische-landschaft.de. Ansprechpartner: Anna-Lena Sommer*

RED. Unter dem Titel „Zwischen Orient und Ostsee“ veröffentlichte die Oldenburgische Landschaft im Jahre 2009 die von dem Berliner Historiker herausgegebenen Reisetagebücher der Großherzogin Elisabeth von Oldenburg. Dieses Buch und die Tatsache, dass es noch weitere intensive Bezüge zwischen dem damaligen Konstantinopel, der Hauptstadt des Osmanischen Reiches, und dem Großherzogtum Oldenburg gegeben hat, bietet Anlass für eine Exkursion der Oldenburgischen Landschaft. Im Jahr 2007 hatte die Landschaft bereits eine Reise auf den Spuren von Hermann Allmers und dessen Buch „Römische Schlendertage“ nach Rom unternommen. Nun soll eine kulturhistorische Reise nach Istanbul folgen.

Eindrucksvolles Zeugnis für die hohe künstlerische Qualität des Historismus ist der Kaiserbrunnen von 1903 unweit der Hagia Sophia. Der Mosaikschmuck mit den Namenszügen Kaiser Wilhelms II. und des Osmanischen Sultans Abdul Hamid II. stammt von dem Oldenburger Mosaikkünstler und Kirchenmaler August Oetken, der sich vor dem Ersten Weltkrieg internationaler Anerkennung erfreute. Aber auch das vom Großherzog Friedrich-August dem Sultan geschenkte Porträt seiner Ehefrau, der Großherzogin Elisabeth, von Bernhard Winter im Dolmabahçe-Palast hat sich erhalten.

Die Exkursion unter ortskundiger Leitung wird auch zu weiteren Sehenswürdigkeiten führen. Ein ausführliches Programm ist in Vorbereitung und in der Ausgabe 1/2013 der Zeitschrift *kultur*land oldenburg werden die historischen Beziehungen zwischen Konstantinopel, dem Osmanischen Reich auf der einen Seite und dem Großherzogtum auf der anderen Seite beleuchtet werden.



Das moderne Istanbul bei Nacht. Foto: Aycin Akbayir, (Auszubildende, Agentur mensch und umwelt, die die Zeitschrift kulturland oldenburg *gestaltet)*

Monogramm Thugra (Monogramm des Sultans Abdul Hamid II.) von August Oetken. Foto: Archiv

Neuerscheinungen

Astrid Lindgren häd dut Bouk **Middewinter in'n Staal** foar Bäidene skrieuwen un Harald Wiberg häd deer gjucht froaie Bielden tou moalt. Een Muur fertellt hiere Bäiden fon Middewinter, fon dät Wieuwmoanske, dät ap'n uur Fout waas un hiere Mon, wo do in een froamd Lound unnerwains wieren un wät soachten, wier ze snoachens blieuwe kuden; un fon dät Bäiden, dät in aan Staal boren wude un fon dän Stiern, die do Skepere dän Wai ätter dän Krääf wiezede.

Dät Besunnere is, dät dät Bäiden sik alles soo foarstoalt, as wan et bie do tou Huus ap dän oainen Burenhoaf geböärt waas. Dät Bouk is ap Seeltersk mäd'n dütske Uursättenge. Dät is juust deerfoar moaket, dät inne Adwäntstied foartoulezen.

Astrid Lindgren hat die Geschichte **Weihnachten im Stall** für Kinder geschrieben und Harald Wiberg hat sehr schöne Bilder dazu gemalt. Eine Mutter erzählt ihrem Kind von Weihnachten, von der Frau, die schwanger ist, und von ihrem Mann; wie sie in einem fremden Land unterwegs waren und eine Unterkunft für die Nacht suchten; und von dem Kind, das in einem Stall geboren wurde, und von dem Stern, der den Hirten den Weg zur Krippe zeigte. Das Besondere ist, dass das Kind sich alles so vorstellt, als wenn alles bei ihnen zu Hause auf dem eigenen Bauernhof geschehen wäre.

Dem saterfriesischen Text steht eine deutsche Übersetzung gegenüber. Es ist besonders zum Vorlesen in der Adventszeit geeignet.

Astrid Lindgren: Middewinter in'n Staal, übersetzt ins Saterfriesische von Johanna Evers. Saterfriesisch/Deutsch, ISBN 978-3-943307-06-1, Preis: 12,90 Euro. Zu bestellen bei: Johanna Evers, E-Mail: dokes@gmx.de, Tel. 04498/92378

Das neue **Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland 2013** bietet wie in jedem Jahr in breiter Themenvielfalt Beiträge aus und über das Oldenburger Münsterland, unter anderem im Kapitel „Kulturgeschichte" über einen Religionslehrer im Nationalsozialismus (Claus Lanfermann) oder die Entstehung der Stadt Cloppenburg (Albrecht Eckhardt); im Kapitel „Kunst im OM" über die Geschichte des Vereins „Freunde der Kunst" (Klaus Werner), der im 20. Jahrhundert lange Zeit das Kulturleben der Stadt bestimmt hat; im Kapitel „Umweltschutz" über die „Kranichrast im Vehnemoor" (Kerrin Lehn) oder über „biocache: Lernpfad Vechta" (Niels Logemann). Dabei hat sich die Redaktion in diesem Jahr einige Neuerungen einfallen lassen: Am Anfang des Jahrbuchs steht ab sofort immer ein Artikel über die gastgebende Gemeinde des Münsterlandtages im Erscheinungsjahr, in diesem Fall Bakum. Dieser und ein weiterer Artikel im Kapitel „OM im Wandel" hat Peter Beutgen im Auftrag der Gemeinde geschrieben, wobei der Stil bewusst etwas journalistischer gehalten ist – auch dies ein Novum. Darüber hinaus beschränkt sich das Kapitel „Erzählungen und Gedichte" unter dem neuen Titel „Plattdeutsch und Saterfriesisch" ab diesem Jahrgang auf die beiden Regionalsprachen des Oldenburger Münsterlandes.

Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland 2013. Vechta 2012, 468 Seiten, vierfarbig. ISBN 978-3-941073-12-8, Preis: 10 Euro.

Ritterliches aus Bremen und Umgebung. Das jüngste Werk des Autors Walter Ordemann befasst sich mit den östlichen Nachbarn Oldenburgs: den Rittern im alten Erzstift und späteren Herzogtum Bremen zwischen Unterweser und Niederelbe. Einleitend wird die Entwicklung des Reiterkriegertums mit dem Burgenbau geschildert, aus dem sich der Ritterstand mit seinen Burgen gebildet hat. Ein weiteres Kapitel ist der Burgen- und Personalpolitik im Erzstift Bremen gewidmet: den stiftseigenen Burgen mit Burgmannen und den landsässigen Ministerialen mit ihren Burglehen. Nach Darstellung des Rittertums im Erzstift und „bei Hofe" werden einzelne Rittersitze im heutigen Bremen-Nord und im Landkreis Osterholz behandelt (siehe das Titelblatt). Es folgt ein Abschnitt über die Wandlung des Ritter- und Burgenwesens in der frühen Neuzeit. Ein besonderes Kapitel handelt von den „Landschaften" in Ostfriesland, Oldenburg und im Stader Gebiet, wobei erhebliche Unterschiede deutlich werden. Am Schluss finden sich noch Bemerkungen über Nachwirkungen des Rittertums in der Neuzeit und über den Autor selbst.

Walter Ordemann: Ritterliches aus Bremen und Umgebung. Die Ritterschaft im Erzstift Bremen und die Rittersitze Dammgut Ritterhude; Gut Sandbeck, Osterholz-Scharmbeck; Burg Meyenburg; Gut Kassebruch, Hagen; Schloss Schönebeck und Burg Blomendal, Bremen-Vegesack, Medienhaus Rösemeier, Bad Zwischenahn-Ofen 2012, 100 S., 58 überwiegend farb. Abb., ISBN 978-3-926294-31-9, Preis: 14,80 Euro.

Am 2. November 2012 stellte die Oldenburgische Landschaft den dritten Band des **Oldenburgischen Ortslexikons** vor. Das reich bebilderte Oldenburgische Ortslexikon bringt in alphabetischer Folge Artikel zu allen Gemeinden, Städten, Bauerschaften, Ortsteilen, bemerkenswerten Ortschaften und Wohnplätzen, Amtsbezirken und Landkreisen des früheren Landes Oldenburg mit den durch die niedersächsische Gebietsreform der 1970er-Jahren hinzugekommenen oder abgetrennten Gebieten. Außerdem findet man Informationen zu archäologischen Fundplätzen und Denkmalen sowie zu geografischen Begriffen. Über 50 Autoren haben insgesamt etwa 1.200 Artikel verfasst, die auf zwei Bände (A-K, L-Z) verteilt sind und von einem Registerband mit Übersichtskarten ergänzt werden. Herausgeber ist im Auftrag der Oldenburgischen Landschaft Prof. Dr. Albrecht Eckhardt.

Albrecht Eckhardt (Hg.): Oldenburgisches Ortslexikon. Archäologie, Geografie und Geschichte des Oldenburger Landes. Herausgegeben von Albrecht Eckhardt im Auftrag der Oldenburgischen Landschaft, Band 3: Register, Nachweise und Karten, geb., 240 S., Abb., Karten, Isensee Verlag, Oldenburg 2012, ISBN 978-3-89995-758-7, Preis: 25 Euro.

Land der Dämmerung

Von Klaus Modick

Klaus Modick wurde 1951 in Oldenburg geboren. Seit 1984 ist er freier Schriftsteller und lebt in Oldenburg. Modick veröffentlichte zahlreiche Romane, Erzählungen und Gedichtbände. Für sein umfangreiches literarisches Schaffen erhielt er mehrere Preise und Auszeichnungen, unter anderem 1990/91 den Rom-Preis der Villa Massimo und den Bettina-von-Arnim-Preis. Für die Zeitschrift ***kultur*land oldenburg** schreibt Klaus Modick jeweils unter der Rubrik „Zum guten Schluss" eine Kolumne.
Foto: Peter Kreier

Obwohl die Sonne noch schwach war, verströmte ihr kühles Licht etwas Tröstliches, weil es wie ein Kind, das nach langer Krankheit zum ersten Mal aufgestanden war, durch den Park ging und sich dort, fast schon wieder leichtfertig, zwischen den Bäumen herumtrieb. Nur auf der Straße drückte es sich ängstlich an Mauern und Hauswänden entlang, zögerte an Treppen, verharrte in Torbögen. In den Zimmern stand der Schimmer ratlos zwischen den Möbeln, strich mit mageren Fingern über den Tisch, über das Grün der fadenscheinigen Sesselbezüge, kauerte sich auf die Polster der Couch – und so glich das Licht einer, die noch oder wieder zu müde ist, sich unter den Lebenden zurechtzufinden. Wenn es sich dann hob und weiterging, blieb auf den rostbraunen Fußbodenfliesen ein matter Glanz zurück, als ob die Strahlen Blut verloren oder eine vage Angst sie ausgewaschen hätten. Die Sonne schien auch keine Schatten zu werfen, färbte die Stoffe, die Steine, das Papier der Bücher nur dunkler, matter, lockte aus den Dingen keinen Glanz, sondern fiel in sie ein wie in blinde Spiegel.

In den Zimmern hing zäh eine unnatürliche Ruhe und verstärkte wie der Resonanzkörper eines nie mehr zu stimmenden Musikinstruments das schwere Atmen, den ängstlich erwarteten und furchtbar vertrauten, würgenden Husten aus der geöffneten Tür des Krankenzimmers. Der zwischen Behauptung und Selbstaufgabe schwankende Wille des Mädchens geisterte durchs Haus, dem Echo einer Erfahrung ähnlich, die wir als Kinder besessen, dann aber verloren hatten in all den Jahren, in denen wir gesund waren, eine Erfahrung, die sich nun in gemeinsamer Sorge zurückmeldete und unsere Wichtigkeiten nichtig und klein machte: Die Erfahrung des Lebendigseins, der Freude am schlichten, unschuldigen Dasein. Die schwindende Distanz zwischen diesem Dasein und dem drohenden Verlöschen prüften wir Tag und Nacht mit dem Thermometer. Wenn ich das Röhrchen ins Licht des Fensters oder den Schein der Lampe hob, kam es mir vor, als sei das Leben des Kinds in dem schmalen Glas eingeschlossen.

In den Nächten gelangte ich nie in die vorstellungslose Schwärze des Schlafs und kaum in die bunten Labyrinthe der Träume, sondern unruhiger Dämmer überspülte mich wie eine Strömung, die zwischen Flut und Ebbe unentschlossen über trübem Grund dümpelt. Meine von beginnender Resignation wie durchlöcherten Ohren sogen in der stumpfen Dunkelheit alle Regungen und Laute ein, die das Kind ausfieberte, als ob ich die Krankheit zu einem Handel hätte bewegen können, der darin bestand, den kleinen Körper freizugeben und stattdessen in meinem weiterzuwüten.

Tagsüber wechselten wir uns damit ab, dem Kind Mut und Zuversicht zuzusprechen, obwohl unser Mut längst ganz mürbe geworden war und unsere Zuversicht dünn. Ich saß dann auf dem Bettrand, hielt ihre schmale Hand, die manchmal heiß war und sich im nächsten Moment schon wieder eisig anfühlte, strich ihr über Kopf und Stirn, eigentlich gar nicht tröstend, weil ich nicht mehr wusste, wie ich sie hätte trösten können, sondern bestenfalls beistehend, um ihr so zu versichern, dass die Zeit, die ich sonst nicht für sie aufgebracht hatte, nun grenzenlos zur Verfügung stand. Denn jenseits des gebetsartigen Wunsches, das Mädchen möge wieder gesund werden, gab es nichts mehr, was mit Worten wie wichtig oder dringend hätte bezeichnet werden können.

Manchmal, wenn unsere Blicke ineinanderschwammen, ihr glanzloser, aber noch nicht ver-

lorener in meinen besorgten, ergab sich ein Ausdruck gemeinsamer Teilhabe an der Situation des anderen. Es war ein Verständnis, wie ich es zwischen Erwachsenem und Kind für unmöglich gehalten hätte – zwischen Erwachsenen war es ohnehin völlig undenkbar: Augenblicke wie Inseln gegenseitiger Geborgenheit, auf denen wir Rast machten. Dort fiel die Niedergeschlagenheit von dem Kind ab, gesellte sich mir zu und verwandelte sich in Hoffnung.

Wenn ich vorschlug, Geschichten vorzulesen, lehnte sie das manchmal ab, als wollte sie von den fremden Bildern und Gedanken nicht gestört werden. Oder sie fand Geschichten, die unter ihren fiebrigen Blicken aus den bizarren Strukturen der Kalkrisse in den Wänden rieselten, hörte Geschichten im Flügelschlag der Schwalben, die ums Haus jagten, sah Geschichten in den sanften Hebungen und Senkungen des Moskitonetzes über ihrem Bett, durch dessen feines Raster ein Weben aus Luft und ein Verstreuen der Sonne flutete.

Sie lag so, dass sie aus dem Fenster sehen konnte, in dessen linkem Flügel das blaue Laken des Himmels gespannt war. Im rechten Flügel standen, vom hölzernen Rahmen eingefasst, die Kronen sehr alter Pinien, die beim geringsten Lufthauch in Bewegung gerieten und selbst bei Windstille nicht erstarrten. Das, sagte sie einmal, seien ihre Märchenbäume; sähe sie nur lange genug ins Gewirr der Äste und Zweige, dann erschienen dort Figuren und Gestalten, Tiere vor allem, und zwar solche, die sie schon einmal gesehen hätte, aber auch solche, von denen sie sich vorher gar nicht habe vorstellen können, dass es sie gebe. Wie sie das sagte und dabei mit dem Finger in die Baumkronen deutete, sah ich es plötzlich selbst: Aus den Linien und unregelmäßigen Bögen des Astwerks entstanden jene Wesen, die im eigentlichen Sinn fabelhaft sind, lebten flüchtig auf unter unseren Blicken und verfielen mit der nächsten Bewegung des Baums wieder zu einem grünen, unerschöpflichen Grund.

Wenn sie dem Vorschlag zustimmte, eine Geschichte aus Büchern vorzulesen, war es manchmal so, als wollte sie mir damit einen Gefallen tun, als käme sie mir auf einem Weg entgegen, den sie noch kaum kannte, von dem sie aber wusste, dass er zu meinen vertrauten Wegen gehört. Manchmal aber, wenn sie selbst darum bat oder mein Vorschlag ihr das Wort von der Zunge nahm, verschmolzen mein Lesen und ihr Lauschen mit den Geschichten. Vor allem die schlichten Erzählungen und Märchen Astrid

Lindgrens ermöglichten es dem Kind und mir, uns im Klang der Worte an die Hand zu nehmen – dem Kind, weil diese Erzählerin ein tiefes Bewusstsein von Kindlichkeit zu entfalten versteht; mir, weil die bekannten Märchenmuster in der Ausweglosigkeit der Situation neue Konstellationen bildeten und eine endlose Verflüchtigung der Bedeutungen erzeugten; uns beiden, weil die Geschichten einen Raum öffneten, eine Landschaft, in der alles möglich war, zuletzt sogar das Gesundwerden.

Eine dieser Erzählungen hieß „Das Land der Dämmerung“, und sie handelte von einem kranken Kind, das von einem lustigen Mann mit Zauberkräften aus den Beklemmungen des Krankenzimmers in die Weite seiner Wünsche und Fantasien geführt wird. Das war keine Geschichte mehr, je weiter wir in sie hineingerieten, sondern die Wirklichkeit meines Kindes. Und indem ich die Worte aussprach, die ich auf dem Papier fand, wurde sie auch zu meiner eigenen Wirklichkeit. So wanderten wir durch das Buch, lebten zwischen den Zeilen und spürten, wie sich die Endlichkeit unseres Daseins in den Unterbrechungen und Absätzen der Sprache spiegelte. Jedes Satzende war so viel wie eine Erinnerung des Todes, aber jedes Ende einer Geschichte versprach auch eine neue.

Und als wir endlich unser Land der Dämmerung verlassen hatten, die Sonne wieder wärmte und der Gedanke an die überstandene Krankheit nur noch ein flüchtiger Schatten unter den Augen des Kindes war, blieb mir die Erinnerung an gemeinsame Lektüre, die wie ein Medikament gewirkt hatte, das nicht verschrieben wurde – kaum ein Arzt weiß noch um seine Kraft, keine Apotheke hält es vor. Vielleicht können das Erzählen und Vorlesen von Geschichten das rechte Klima mancher Heilung bilden – vielleicht ist jede Krankheit heilbar, wenn sie nur weit genug auf dem Strom des Erzählens verflößt wird.

Das Buch von Astrid Lindgren steht immer noch auf dem Bücherregal im längst verlassenen Kinderzimmer, abgegriffen, zerlesen, mit brüchiger Bindung. Es sieht aus, als habe es eine schwere Krankheit in sich aufgenommen, und vielleicht ist es wirklich so.

Klaus Beilstein wurde 1938 in Delmenhorst geboren. Von 1959 bis 1963 studierte er an der Staatlichen Kunstschule in Bremen bei Jobst von Harsdorf. Als Maler und Zeichner hat er mit viel Humor das kulturelle Leben in Stadt und Land begleitet. Er lebt und arbeitet in Oldenburg. Für die Zeitschrift ***kultur*land oldenburg** zeichnet er jeweils zur Kolumne von Klaus Modick.
Foto: Peter Kreier

Kultur fördern
Tradition pflegen
Natur schützen

Isensee Verlag, 26122 Oldenburg
PVSt, Deutsche Post AG, Entgelt bezahlt, Heft 7259

Näher dran.

An besonderen Momenten, großen und kleinen Ereignissen.
An allem, was die Menschen in unserer Region bewegt.
Denn wir fördern Kunst und Kultur in ihrer ganzen Vielfalt.

Unsere Nähe bringt Sie weiter.

Landessparkasse zu Oldenburg
www.lzo.com · lzo@lzo.com

LzO